

GEGEN STAND: WIDERSTAND

ИЗДЕЯНИЕ СОУЧАСТВИЯ

Die KünstlerGilde

kunstforum



Die KünstlerGilde
GEGENSTAND:WIDERSTAND

Die KünstlerGilde

GEGEN
STAND:
WIDERSTAND
GEGEN
STAND:
WIDERSTAND



kunstforum

INHALT

- 6** **Agnes Tieze**
Vorwort
- 8** **Hansjürgen Gartner**
Wenn Widerstand zum Gegenstand wird
- 10** **Bernhard Setzwein**
Waren Sie wirklich einmal ein Ungeziefer, Herr Kafka?
- 15** **Gastkünstler**
- 29** **Die KünstlerGilde**
Mitglieder und Kollegen
- 114** **Die KünstlerGilde**
Fachgruppe Literatur
- 153** **Dietmar Gräf**
Komposition zum 150. Geburtstag von Käthe Kollwitz
- 160** Impressum

VOR

Der Ausstellungstitel der KünsterGilde „GEGENSTAND:WIDERSTAND“ spielt auf Form und Inhalt, auf Inspiration und Ausdruck an. Gemeint sind künstlerische Äußerungen, die politische Entwicklungen reflektieren und gefährliche Tendenzen entlarven. Als eine Art „Schirmherrin im Geiste“ empfahl sich die Grafikerin und Bildhauerin Käthe Kollwitz, deren Geburtstag sich am 8. Juli zum 150. Mal jährt – ein Jubiläum, das während der Laufzeit der Schau mit einer auch Literatur und Musik als weitere Sparten der KünsterGilde umfassenden Veranstaltung gewürdigt wird. Mit ihrem ersten druckgrafischen Zyklus „Ein Weberaufstand“, der sich auf Gerhart Hauptmanns Drama „Die Weber“ bzw. die Hungerrevolte der schlesischen Weber von 1844 bezieht, gelang Käthe Kollwitz 1898 der künstlerische Durchbruch. Zu einer Zeit, als der Besuch einer Akademie für Frauen noch keine Selbstverständlichkeit war, nahm die Künstlerin mit ihrem Werk und ihren Schriften zur gesellschaftlich-politischen Situation immer wieder öffentlich Stellung. So trat sie im Oktober 1918, als sich Deutschlands Niederlage im Ersten Weltkrieg längst abgezeichnet hatte, entschieden gegen den „Aufruf zum Kampf bis zum Letzten“ ein und engagierte sich in der Folge mit Plakaten gegen die Nachkriegsnot. 1932/1933 plädierte Käthe Kollwitz in einem „Dringenden Appell“ für den Zusammenschluss der linken Parteien, der eine nationalsozialistische Mehrheit verhindern sollte. Als Folge zwangen die Nationalsozialisten sie zum Austritt aus der „Preußischen Akademie der Künste“, wo sie seit 1919 als erste Frau ein Professorenamt ausübte. Nachdem sie 1936 aufgrund ihrer Äußerungen bei einem Presseinterview von der Gestapo verhört worden war, blieb ihr auch die Ausstellungstätigkeit verwehrt.

Durch ihren Geburtsort Königsberg (heute Kaliningrad) schlägt die Künstlerin die Brücke zum Kunstforum Ostdeutsche Galerie, das sich gemäß Stiftungsauftrag und basierend auf dem Kulturparagrafen 96 im Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetz mit der Kunst aus den ehemals deutsch geprägten Gebieten in Mittel- und Südosteuropa auseinandersetzt. In den 1970er Jahren konnte das in der deutschen Museumslandschaft einzigartige Haus mit Hilfe der KünstlerGilde Esslingen, die 1948 als Selbsthilfeorganisation von geflüchteten Künstlern ins Leben gerufen worden war und zugleich als einer der Gründungsvereine des Kunstforums Ostdeutsche Galerie fungierte, nicht nur hochkarätige Kunstwerke ankaufen. Vielmehr etablierte sich aus der Konstellation der beiden Institutionen heraus auch der Lovis-Corinth-Preis als einer der ältesten Kunstrempfänge in Deutschland. Die mit dieser Publikation einhergehende und hier realisierte Ausstellung GEGENSTAND:WIDERSTAND wurzelt in diesen traditionellen Verflechtungen.

WORT

Neben den Gastbeiträgen von Daniel Spoerri, Christian Ludwig Attersee und Max Kaminski hält die Präsentation eine Variationsbreite zu entdeckender Positionen bereit, die Fotografie, Gemälde, Grafik, Tapisserien, plastische Werke und Videokunst umfassen. Dem Kurator und Bundesvorsitzenden der Künstlergilde, Hansjürgen Gartner, kommt das Verdienst zu, verschiedenen Künstlerinnen und Künstlern eine vermittelnde Plattform zu bieten.

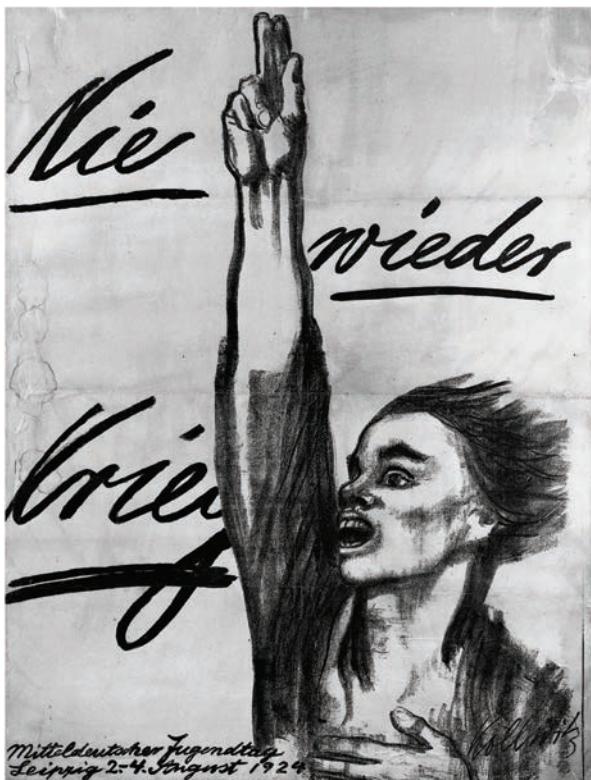
Agnes Tieze
Direktorin Kunstforum Ostdeutsche Galerie
Regensburg

Wenn Widerstand zum Gegenstand wird

Wenn sich die Idee zu einer Ausstellung mit einem Motto wie diesem bildet, so spielen meist mehrere Faktoren zusammen. In unserem Ausstellungsprojekt wollen wir zum Einen den in diesem Jahr sich zum 150. Male jährenden Geburtstag der aus Ostpreußen stammenden Künstlerin Käthe Kollwitz (geboren am 8. Juli 1867 in Königsberg/Ostpreußen, gestorben 1945 in Moritzburg), der unermüdlichen Kämpferin gegen Ausbeutung und Unterdrückung, ehren. Zum Anderen handelt es sich bei der KünstlerGilde um eine Künstlervereinigung, welche vor fast 70 Jahren von vertriebenen und geflüchteten Künstlern im Nachkriegsdeutschland gegründet wurde. Ihr gehören eine stattliche Anzahl von Künstlern verschiedener Kunstgattungen an, die teils noch der Erlebnisgeneration angehören, teils aus der Folgegeneration stammen. Diese beiden Faktoren finden bei diesem Projekt ihren gemeinsamen Nenner im aktuellen Zeitgeschehen, in dieser sich gegenwärtig drastisch zuspitzenden weltpolitischen Situation. Vor diesem Hintergrund versuchen wir unserer diesbezüglichen Verantwortung mit den Mitteln der Kunst gerecht zu werden und für ein würdevolles Miteinander in einem lebens- und liebenswerten Europa beizutragen, und hoffen mit diesem Projekt dafür Bewusstsein zu schaffen und einen gesellschaftlichen Diskurs anzuregen.

Die Ausstellung GEGENSTAND:WIDERSTAND ist in einer Reihe zu sehen, die vom Landesverband Bayern der KünstlerGilde 2003 mit „Zeichen für Frieden“ aus Anlass des Kriegsbeginns im Irak hier im Kunstforum Ostdeutsche Galerie begann und 2012 mit „Macht-Ohnmacht-Übermacht“, als Reaktion auf die Bankpleiten und ihre Folgen auf den Kapitalmärkten, fortgesetzt wurde. Alle Präsentationen sind gesellschaftskritisch unter dem Aspekt des Friedenswillens des Volkes gegenüber den Interessen der Mächtigen in Politik und Wirtschaft zu sehen.

Darüber hinaus lässt das Ausstellungsprojekt GEGENSTAND:WIDERSTAND den ausstellenden Künstlern einen umfangreichen Interpretationsspielraum vielfältigster, auch historischer Dimensionen und gibt zum Beispiel aber auch die Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit dem bedenklichen



Käthe Kollwitz, *Nie wieder Krieg*

©Verein der Freunde des Käthe-Kollwitz-Museums Berlin

und der Musik an sich, als eine Art Gegenposition zum allgegenwärtigen Zeitgeist, appelliert. Manchmal ist auch ein „Gegen-den-Strich-bürsten“ wichtiger, als sich mit den übrigen in die gleiche Richtung zu legen. Mit wie viel Genugtuung, auch Stolz wird oft seitens der Politik im Nachhinein von Widerstand gesprochen. Denken wir dabei nur an das Dritte Reich. Wie oft werden Namen wie zum Beispiel Geschwister Scholl, Weiße Rose oder der aus Trebnitz/Niederschlesien, heutiges Polen, stammende Ernst Niekisch zitiert oder Dietrich Bonhoeffer, der die gesellschaftlichen Ereignisse aus der Sicht der Opfer wahrnahm und ihnen beistand – auch wenn es lebensgefährlich war. Die damals in diesem Zusammenhang entstandenen Werke hoben den Künstler aus seiner Anonymität heraus und gaben ihm damals im Widerstand gegen eine Faschisierung der Politik und Kriegsvorbereitung seine Bestimmung in der Kunst zurück.

Auch diese Ausstellung soll belegen, dass ethische Inhalte und ästhetische Aussagen Hand in Hand gehen können. Das widerständige Aufbegehren beginnt im Kopf. „Eine Ausstellung muss verstrickt sein mit der Welt – das macht ihre produktive Reibung aus [...]. Die zeitgenössische Kunst hat die Kraft, zur Deutung dieser Welt beizutragen. Sie hätte die konzeptuelle, ästhetische, poetische, ethische Klarheit uns dazu zu bringen, die Welt in weniger reduzierten Begriffen zu denken, um Politik und Kunst zu verbinden“.

(R. Maier-Haid, Künstlerin, Kunstaktion 2016)

Diese Ausstellung ist keine bloße Aneinanderreihung von künstlerischen Werken – sie ist in ihrer Gesamtheit Aktion. Um Spuren zu hinterlassen, bedarf es immer des Widerstandes, auf welchem Gebiet und in welcher Form auch immer.

Szenarium ständig abnehmender Aktivitäten verschiedenster Formen von Friedensbewegungen, wie sie in den 1970er und 80er-Jahren vorhanden waren, sowie dem Desinteresse an gegenwärtig bedrohlichen politischen Ereignissen innerhalb Europas.

Die Ausstellung mit Mitgliedern der KünstlerGilde, aber auch mit Künstlerkollegen aus Tschechien und Österreich sowie überregional agierenden Gastkünstlern durchgeführt, soll einen möglichst auch grenzüberschreitenden Diskurs initiieren. In den einzelnen künstlerischen Aussagen ist dabei nicht an eine illustrative Auseinandersetzung gedacht, sondern vielmehr wird an die Kraft des Bildes, des Wortes

Waren Sie wirklich einmal ein Ungeziefer, Herr Kafka?

Kaum ein Begriff kontaminiert die derzeitige Debatte so nachhaltig wie der von den „Fake news“, den getürkten Nachrichten, den erfundenen Wahrheiten, den auf reinen Lügen basierenden Fakten. Ein dauernder Check, Fakten-Check, wird von seriös dreinblickenden Fernsehstudio-Bewohnern diesem Krebsgeschwür als Gegengift entgegen gehalten, dabei die Illusion nährend, es gebe einen über allem Meinungsstreit thronenden Richter-Gott, der ausnahmslos und in jedem Fall über richtig und falsch entscheiden könne. Ich hänge noch immer der eher altmodischen Ansicht an, Wahrheit müsse sich in einem sehr differenzierten, alle Seitenfordernden, die Verstandes- und Formulierungskräfte enorm anstrengenden Prozess gewissermaßen erst nach und nach herausmendeln.

Selbstverständlich ist mir bewußt, dass die großen Vereinfacher und Ewig-das-Gleiche-Herunterbeter in unheilvoller Art momentan die Debatte bestimmen. Da sollte und muß freilich dagegen gehalten und kontra argumentiert werden, auch wenn ich sehe und es am eigenen vor allem Sprachleib erfahre, dass einen mitunter die schiere Verzweiflung überkommen kann, wie wenig Argumente und Differenzierungen heute noch zählen.

Aber mein Ausgangspunkt waren ja die „alternativen Wahrheiten“. Und die möchte ich – das mag nach dem einleitend Gesagten vielleicht überraschen – verteidigen. Ja, geradezu einfordern. Zum mindest auf dem Feld der Kunst. Und das ist keineswegs eine Spielwiese im Sinne von einem Platz, auf dem kindische, larifarihafte Dinge vonstatten gehen, die getrost zur Seite geschoben werden können, sobald der sogenannte Ernst des Lebens beginnt. Nein, das Feld der Kunst ist eher schon – um das Bild noch eine Idee weiterzudrehen – ein Einübungssareal, auf dem wir etwas für das Leben lernen können, und zwar ganz wesentliche Lektionen. Besonders prägnant auf den Punkt gebracht hat die vielleicht wichtigste Lektion, die uns die Lehrmeisterin Kunst erteilen kann, der kakanische Schriftsteller Robert Musil in seinem Jahrhundertroman „Mann ohne Eigenschaften“. Das Kapitel vier des ersten Buches trägt die Überschrift: „Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muß es auch Möglichkeitssinn geben“.

Diese schöne Sentenz wird gerne einmal angeführt, wenn es gilt, die Autonomie der Kunst zu verteidigen. Aber eigentlich sollte man noch ein paar Sätze weiterzitieren, denn dann wird noch klarer, was Musil mit Möglichkeitssinn eigentlich meint. Er schreibt: „Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, dass es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.“

Von der Lächerlichkeit, Kunst mit dem Fakten-Check kommen zu wollen

Mein Metier ist die Schriftstellerei, ich beschäftige mich mit der Erfindung erzählbarer Welten. Dabei mache ich in den letzten Jahren immer öfter eine Erfahrung, die wahrscheinlich viele Autorenkollegen, die Lesungen aus ihren fiktionalen Büchern halten, bestätigen können. In den sich anschließenden Diskussionen wird mit großer Erwartbarkeit stets aufs neue die Fakten-Check-Frage gestellt: Ist das wahr, haben Sie das auch wirklich alles erlebt?

Ich verstehe diese Frage überhaupt nicht. Beziehungsweise halte sie für völlig unerheblich. Würde man ernsthaft auf die Idee kommen, Franz Kafka zu fragen, nachdem er den Anfang seiner Erzählung „Die Verwandlung“ gelesen hat, „haben Sie das auch wirklich selber gelebt?“: „Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheueren Ungeziefer verwandelt.“ Abgesehen davon, dass Kafka, nehme ich jetzt einmal an, mit größter Selbstverständlichkeit und einem milden Lächeln geantwortet hätte, „aber natürlich“, lässt sich schon anhand dieses kleinen Beispieses zeigen, wie absurd die Fakten-Check-Frage ist, wenn sie angewandt wird auf ein Gebiet, auf dem gewissermaßen per definitionem der Möglichkeitssinn herrscht: auf dem Gebiet der Kunst.

Vertreter der Bildenden Kunst haben es da, glaube ich, noch etwas leichter. Der Transformationsprozeß des – nennen wir es mal – sogenannt Erlebten hinüber zur Gestaltung eines Artefakts, um nicht zu sagen Artefakes, ist bei einem Bild oder einer Plastik einfach viel offenkundiger. Die „Gemachtheit“ dessen, was ein Bildhauer, Maler, Graphiker seinem Betrachter und Begreifer vorzeigt, ist im wahrsten Sinne des Wortes greifbar. Ich kann mir nur schwer vorstellen, dass – ich benutze die Beispiele jetzt völlig wahllos – jemand vor einem Bild von Jackson Pollock steht, mit dem Finger auf die Leinwand zeigt und den imaginationalshalber jetzt einfach mal danebengestellten Künstler, also Jackson Pollock, die Frage stellt, „ist das auch wahr und haben Sie das wirklich so erlebt?“ Oder dass an Bilder von Salvador Dalí der Fakten-Check angelegt und jemand ernstlich behaupten würde, Uhren, die wie schmelzender Käse über Tischkanten herunterrinnen oder Damen, aus deren Oberschenkel man Schubladen herausziehen könne, die gebe es in Wirklichkeit doch gar nicht.

Ganz anders ist es dagegen, habe ich den Eindruck, in meinem Metier. Die Frage nach der Gemachtheit eines Textes spielt in der literarischen Debatte bedauerlicher Weise immer weniger eine Rolle. Man achte einmal darauf, wie oft sich Buchbesprechungen einzig und allein auf die Nacherzählung des Inhalts reduzieren lassen. Dabei gilt doch das Diktum eines weiteren großartigen österreichischen Autors, Heimito von Doderer. Der hat einmal gesagt, ich paraphrasiere das jetzt aus dem Gedächtnis: Ein Roman ist umso mehr ein sprachliches Kunstwerk, je weniger sich von ihm sagen lässt, wovon er handelt. Doderer wollte ja immer Romane schreiben, so wie andere Leute Symphonien komponieren oder Bilder malen. Während niemand daran zweifeln würde, dass das eine in allererster Linie aus Tönen und das andere unbedingt und ganz unzweifelhaft aus Farben gemacht ist, vergisst man bei den „Ergebnissen“ unserer Kunstanstregung gerne, dass sie vor allem oder eigentlich ausschließlich aus Sprache gemacht sind. Die Frage geht stattdessen, ich wiederhole mich, nur allzu gerne in Richtung des Wahrheitsgehaltes, der faktischen Nachprüfbarkeit, des durch eigenes Erleben verbürgten Echtheitsanspruches. Waren sie wirklich einmal ein Ungeziefer, Herr Kafka?

Das Motto dieser Ausstellung lautet GEGENSTAND:WIDERSTAND. Die größte Widerständigkeit, die die Kunst meiner Meinung nach leisten kann gegenüber dem „Gegenstand“ Wirklichkeit, ist, ihr Alternativen gegenüberzustellen. Es mag Zeiten gegeben haben, als es noch keinen Fotoapparat und keine Filmkamera gegeben hat, da kam der Kunst die Aufgabe zu, „Realitäten“ zu fixieren, in weitgehend naturalistischer, wahrheitsgetreuer Weise, quasi als Zeugnis dessen, was der Künstler tatsächlich gesehen und erlebt hat. (Dass ich all diesen „Realisten“ allemal einen Hieronymus Bosch vorziehen würde, setze ich nur als kleine Nebenbemerkung in Klammern.) Canaletto mag von der hinreißenden Schönheit Dresdens so beeindruckt gewesen sein, dass er glaubte, in seinen berühmten Dresden-Ansichten diese Schönheit für alle Zeiten festhalten zu müssen ... dabei übrigens auch die ein oder andere „alternative Wahrheit“ auf die Leinwand auftragend, denn wie wir wissen, hat der gebürtige Venezianer und spätere Wahl-Dresdner zum Beispiel Gebäude auf seinen Bildern im vollendeten Zustand gemalt, die in Wahrheit noch gar nicht fertig gebaut waren.

Alles schön und gut, und das hat auch fraglos seine Berechtigung. Dennoch, unser Ausstellungsmotto noch einmal variiert, frage ich mich, ob das „Monument“ des 270 Jahre später als Canaletto in Dresden lebenden deutsch-syrischen Aktionskünstlers Manaf Halbouni nicht vielleicht im gegebenen Augenblick die widerständigere Haltung beweist. Er hat im Februar dieses Jahres auf dem Platz vor der Frauenkirche drei ausrangierte Linienbusse aufstellen lassen, eng aneinandergerückt und vor allem hochkant, so dass sie wie die Pfähle einer Palisadenwand in den Himmel über Dresden ragten. Tatsächlich eine Palisade, eine Schutzwand gegen Heckenschützen, hatte man auf diese Art und Weise in den Straßen von Aleppo errichtet. Manaf Halbouni hatte ein Foto dieser bizarren Szenerie in einer Zeitung entdeckt und dadurch den Anstoß für seine Kunstaktion bekommen.

Er machte drei ausrangierte Busse zu Gegenständen des Widerstands gegen diesen unvorstellbar grausamen Bürgerkrieg. Und er wollte seine Mitbürger, denn Halbouni lebt in Dresden, hinweisen auf ein Leid, das dem zwei Generationen zurückliegenden wahrlich nicht unähnlich ist, ich meine selbstredend die Dresdener Bombennacht vom Februar 1945. Deshalb terminierte er seine Kunstaktion ja auch auf den Jahrestag. Das alles hat Manaf Halbouni unglaubliche Anfeindungen eingetragen, von Rechten und Pegida-Anhängern, die ihn unter anderem, ein schnell und gern gemachter Vorwurf in diesen, unseren Zeiten, als Terrorist abstempelten. Unter anderem deshalb, weil er jene Fahne einer islamistischen Terrororganisation nicht gesehen hatte, die auf dem Foto, das ihm vorlag, weggeschnitten worden war, obwohl sie doch zu höchst oben auf der Bus-Palisade angebracht worden war.

Ändert all das etwas an der Sinnbildhaftigkeit dieser Aktion? Ich finde nein. Der Vorwurf, hier würden wieder einmal News gefakt, ist hanebüchen und dient nur dazu, die schmerzliche Beunruhigung, die dieses Bild unbedingt auslösen sollte, von uns wegzuschieben. Wir wollen mit diesem Krieg nichts zu tun haben und von seinen Auswirkungen verschont bleiben. Manaf Halbouni hat dem etwas entgegengesetzt. Widerstand. Symbolisiert durch drei hochkant aufgestellte Busse. Unsere Zeit steht nämlich, falls es jemand noch nicht bemerkt haben sollte, Kopf.

Bernhard Setzwein

Geboren 1960 in München. Studium der Germanistik. Seit 1985 freischaffender Autor, lebt seit 2016 in Cham nahe der bayerisch- böhmischen Grenze. Ständiger freier Mitarbeiter des Bayerischen Rundfunks mit Features zu Kultur- und Literaturthemen, Beiträger verschiedener Zeitungen und Zeitschriften.

Gastkünstler

Christian Ludwig Attersee

Maler

Aktionismus- u. Medienkünstler

geboren 1940 in Pressburg / Bratislava, SK

lebt und arbeitet in Wien und Semmering, A

Die vorletzte Frage

2012

Mischtechnik auf Karton

63 x 44 cm



DIE VERLETZTE FRAGE" RAINER KLIMMT 2015

Drinnen und draußen

2015

Mischtechnik auf Karton

48 x 36 cm



WASSERSEE 2012

DRINKEN UND DRAUSSEN

Max Kaminski

Maler

geboren 1938 in Königsberg / Kaliningrad, RU

lebt und arbeitet in Augsburg

Seiltänzer (Adolf)

1983

Öl auf Leinwand

140 x 100 cm



Zwei Köpfe (Hand)

1995

Öl auf Leinwand

92 x 73 cm



Daniel Spoerri

Objektkünstler

geboren 1930 in Galați, RO

lebt und arbeitet in Wien, Hadersdorf am Kamp, A
und Seggiano, I

Aus der Serie: La médecine opératoire

1993

Assemblage

35 x 33 cm

Privatsammlung

Foto: Hansjürgen Gartner



Aus der Serie: La médecine opératoire

1993

Assemblage

35 x 33 cm

Privatsammlung

Aus der Serie: La médecine opératoire

1993

Assemblage

35 x 33 cm

Privatsammlung

Fotos: Hansjürgen Gartner



Die KünstlerGilde

Mitglieder und Kollegen

Süheyla Asci

Malerin

geboren 1961 in Igdir, TR

lebt und arbeitet in Berlin

Ohne Titel

2007

Öl auf Leinwand

180 x 180 cm



Moritz Baumgartl

Maler

geboren 1934 in Frühbuß / Přebuz, CZ

lebt und arbeitet in Stuttgart

Spätes Venedig

2000

Öl / Leinwand auf Holz

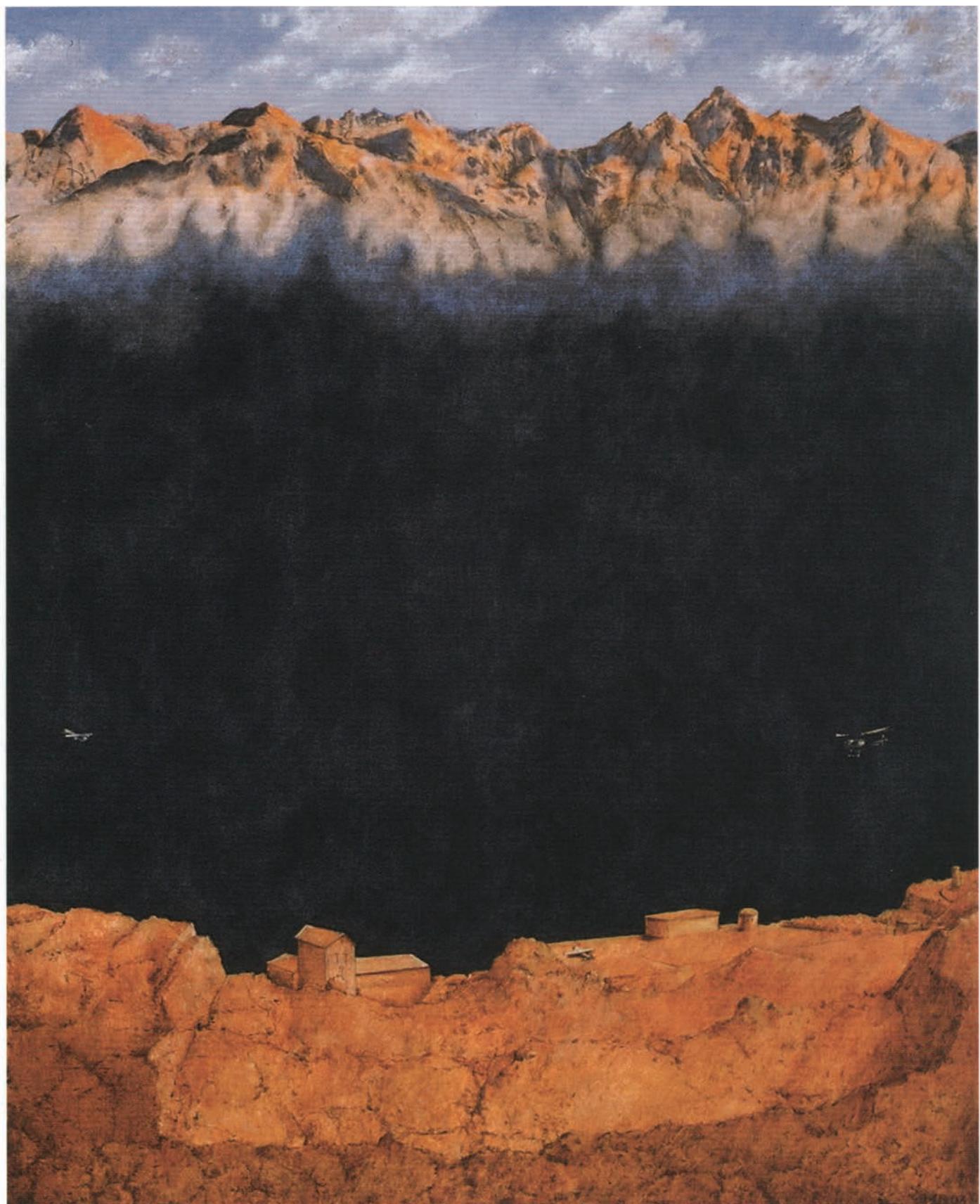
42 x 53 cm

Vier Flieger (Abbildung)

2003

Öl / Leinwand auf Holz

70 x 57 cm



Udo Beylich

Maler

geboren 1944 in Dessau

lebt und arbeitet in Tübingen

Obstamus

2017

Acryl auf Leinwand

100 x 100 cm



Teresa Dietrich-Stainov

Objektkünstlerin

geboren 1953 in München

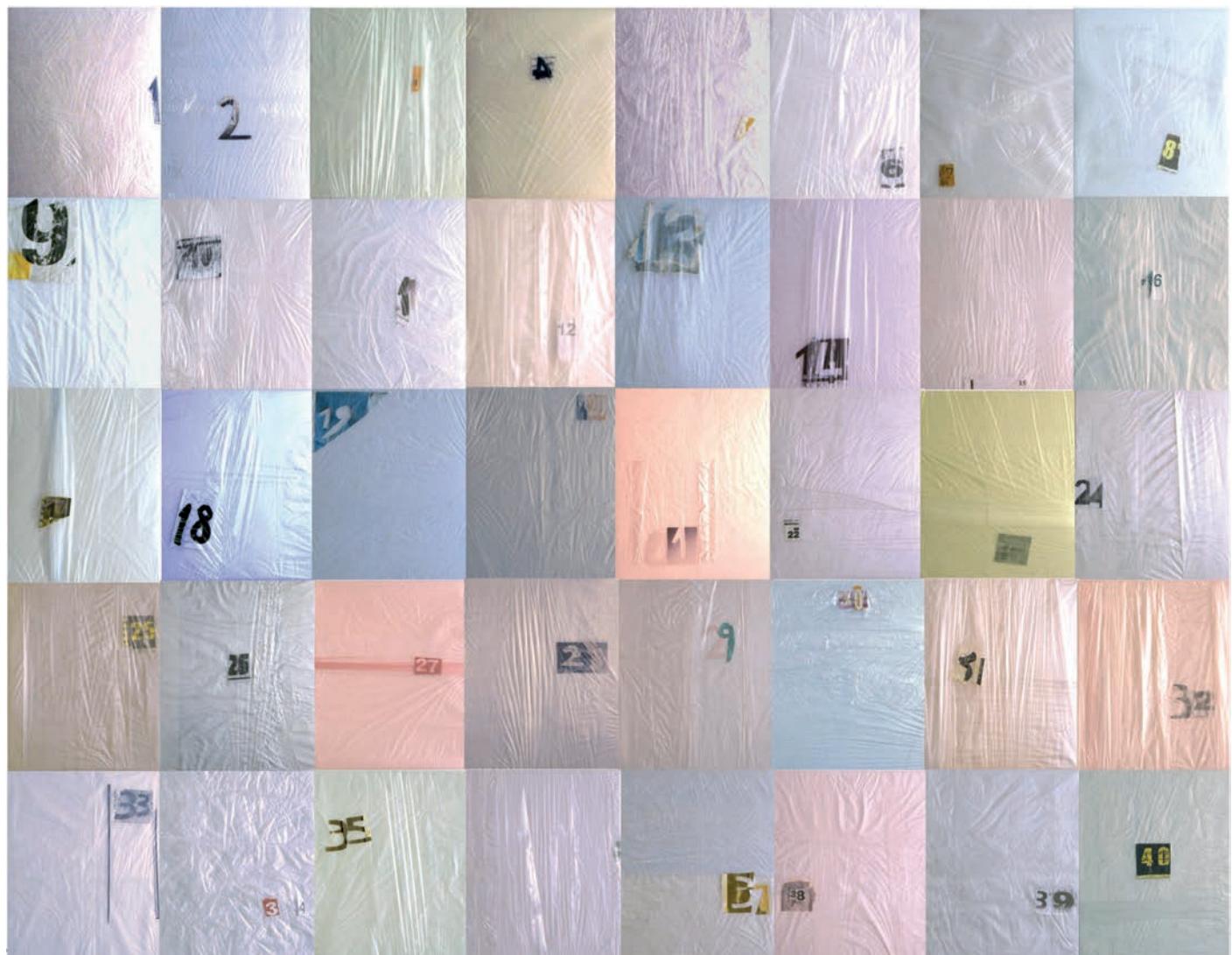
lebt und arbeitet in Fulda

Fastentage - Hungerstreik

2009

farbige Plastiktüten, Folien, Papier

120 x 160 cm



Peter Dorn

Maler und Objektkünstler

geboren 1938 in Aussig / Ústí nad Labem, CZ

lebt und arbeitet in Regensburg

Ohne Titel

2016

Objekt aus Holzleisten und Eisendraht

100 x 110 x 40 cm



Dierk Engelken

Maler

geboren 1941 in Elbing / Elbląg, PL

lebt und arbeitet in Bonn

Der Krieg fängt in den Köpfen an

2014

Acryl / Öl auf Leinwand

180 x 150 cm



Ortfried Engler

Objektkünstler

geboren 1943 in Potsdam

lebt und arbeitet in München

Impakt

2011

Eisen, Teer, Messing

90 x 35 x 35 cm



Hansjürgen Gartner

Maler und Grafiker

geboren 1945 in Steinschönau / Kamenický Šenov, Böhmen, CZ

lebt und arbeitet in Augsburg

Selbst

2015

Acryl, Kreide und Collage auf Papier

69 x 69 cm



Joachim Lothar Gartner

Maler und Grafiker

geboren 1945 in Steinschönau / Kamenický Šenov, Böhmen, CZ

lebt und arbeitet in Wien

24.2.17

2017

Assemblage und Plakatabriss

103,5 x 73,2 x 4,7 cm



Reinhild Gerum

Objektkünstlerin

geboren 1955 in München

lebt und arbeitet in München

Plötzlich wurden mir die Knie weich

2009

Installation aus verzinktem Eisendraht, Eisen, Plastikfolie

170 x 160 x 320 cm



Stefan Hanke

Fotograf

geboren 1961 in Regensburg

lebt und arbeitet in Sinzing

Marie-José Chombart de Lauwe (Abbildung)

2012

Ravensbrück, Mauthausen

Fotografie / Aludibond

120 x 80 cm

»Als ich zum ersten Mal in die Leichenhalle musste, dachte ich, ich bin in der Hölle. Ich suchte mir eine nicht so schlimm aussehende Leiche, um neben ihr das mitgebrachte tote Baby abzulegen.«

Marie-José Chombart de Lauwe steht an der Treppenanlage zum Ufer des Schwedtsees in der KZ-Gedenkstätte Ravensbrück. In diesen See wurde auch die Asche der Toten aus dem Krematorium geschüttet. Zum Gedenken an die vielen Opfer legt sie eine Nelke auf das Wasser.
Deutschland, Ravensbrück, 2012

Noëlle Vincensini

2012

Fotografie / Aludibond

120 x 80 cm

Miloš Poljanšek

2014

Fotografie / Aludibond

120 x 80 cm



Martin Káňa

Bildhauer

geboren 1975 in Vejprty, CZ

Lebt und arbeitet in Prag

Golem

2015

Laminat

100 x 75 x 50 cm



Jonas Karnagel

Maler und Grafiker

geboren 1971 in Braunschweig

lebt und arbeitet in Braunschweig

Im Westen I

2016

Crossover

40 x 60 cm

Im Westen II (Abbildung)

2016

Crossover

40 x 60 cm



Anneliese Konrat-Stalschus

Textil- und Objektkünstlerin

geboren 1926 in Goldap / Gołdap, PL

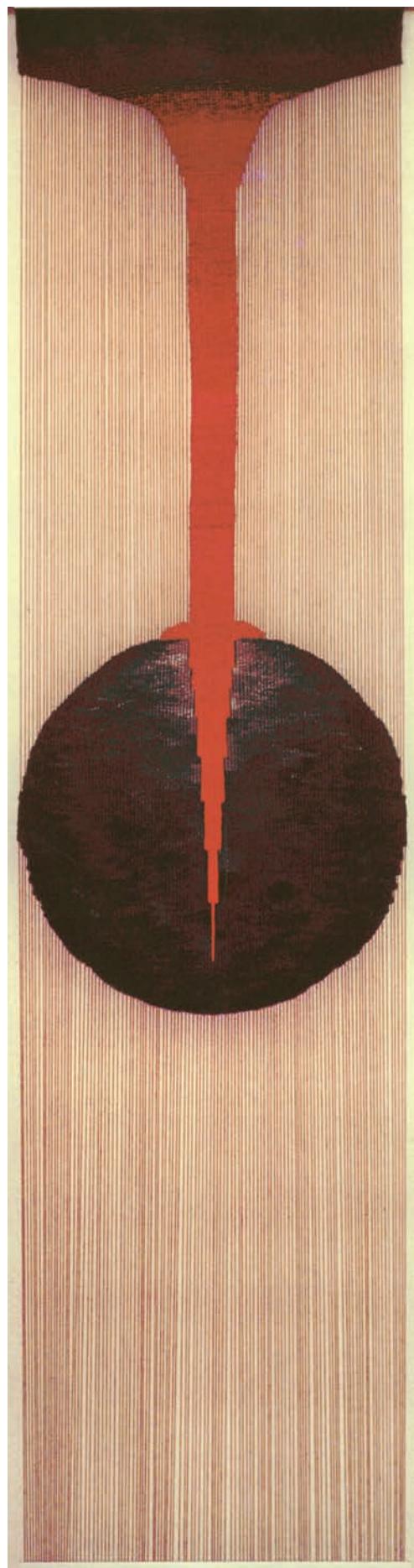
lebt und arbeitet in Berlin

Pendel

1986

Textilgewebe, Baumwolle, Wolle, Seide

255 x 60 cm



Ernst Krebs

Glasbildner

geboren 1939 in Guldenfurt / Brod nad Dyjí, CZ

lebt und arbeitet in München

Schwarze Kaaba (Abbildung)

2015

Fotocollage, MDF, Glasbearbeitung

40 x 40 x 40 cm

Lichtblicke

2017

Fotocollage auf MDF, Glasbearbeitung

97 x 144 cm



Antal Lux

Videokünstler

geboren 1935 in Budapest, H

lebt und arbeitet in Berlin

Pursuit / Verfolgung

1983

Video

06:50 Minuten

Die Spuren (Abb.: Videostill)

2006

Video

13:54 Minuten



Josef Mayer

Maler

geboren 1939 in Mayerbach / Dolní Borková, CZ

lebt und arbeitet in Landau a. d. Isar

Betreten verboten

2015

Öl auf Leinwand

95 x 130 cm



Jan Měšťan

Textilkünstler und Maler

geboren 1939 in Königinhof an der Elbe / Dvůr Králové nad Labem, CZ

lebt und arbeitet in Prag

Makro-Mikro-Welt

2010

Gobelín

180 x 300 cm



Adrian Moldovan

Maler

geboren 1955 in Kronstadt („Stalin-Stadt“) / Brașov, RO

lebt und arbeitet in Wien

Mundschau

2016

Öl auf Leinwand

115 x 105 cm



Virgilius Moldovan

Bildhauer

geboren 1955 in Kronstadt („Stalin-Stadt“) / Brașov, RO

lebt und arbeitet in Wien

Overhead projector

2016

Silikon pigmentiert

60 x 100 x 50 cm

Somersault (Abbildung)

2016

Silikon pigmentiert

100 x 55 x 50 cm



Wolfgang Niesner

Maler und Grafiker

geboren 1925 in Freudenthal / Bruntál, CZ

gestorben 1994 in München

Jet Time/Memorial M

1985

Stich auf Aluminiumplatte

29 x 24,5 cm

Nachlass des Künstlers

Foto: Ilona Riepke



Peter Nowotny

Maler

geboren 1953 in Schwäbisch-Gmünd

lebt und arbeitet in Bad Abbach

Dresscode: gelb

2016

Acryl auf Leinwand

2 x (80 x 120 cm), Diptychon



Johanna Obermüller

Malerin, Grafikerin und Bildhauerin

geboren 1938 in Temeschburg (Temesvar) / Timișoara, RO

lebt und arbeitet in Pentling bei Regensburg

Großer Mann und kleine Frau

1987 – 2017

verleimte finnische Birke und Lack

208 x 103 x 180 cm



IngOhmes

Grafikerin

geboren 1947 in Mariahof (Steiermark), A

lebt und arbeitet in Freiburg

Ohne Titel

2017

Collage

30 x 30 cm



Manfred Piontek

Maler

geboren 1932 in Beuthen / Bytom, PL

lebt und arbeitet in Stuttgart

Alte Grenze II

2004 / 2016

Mischtechnik

150 x 120 cm



Frank Popp

Objektkünstler

geboren 1941 in Königsberg / Kaliningrad, RUS

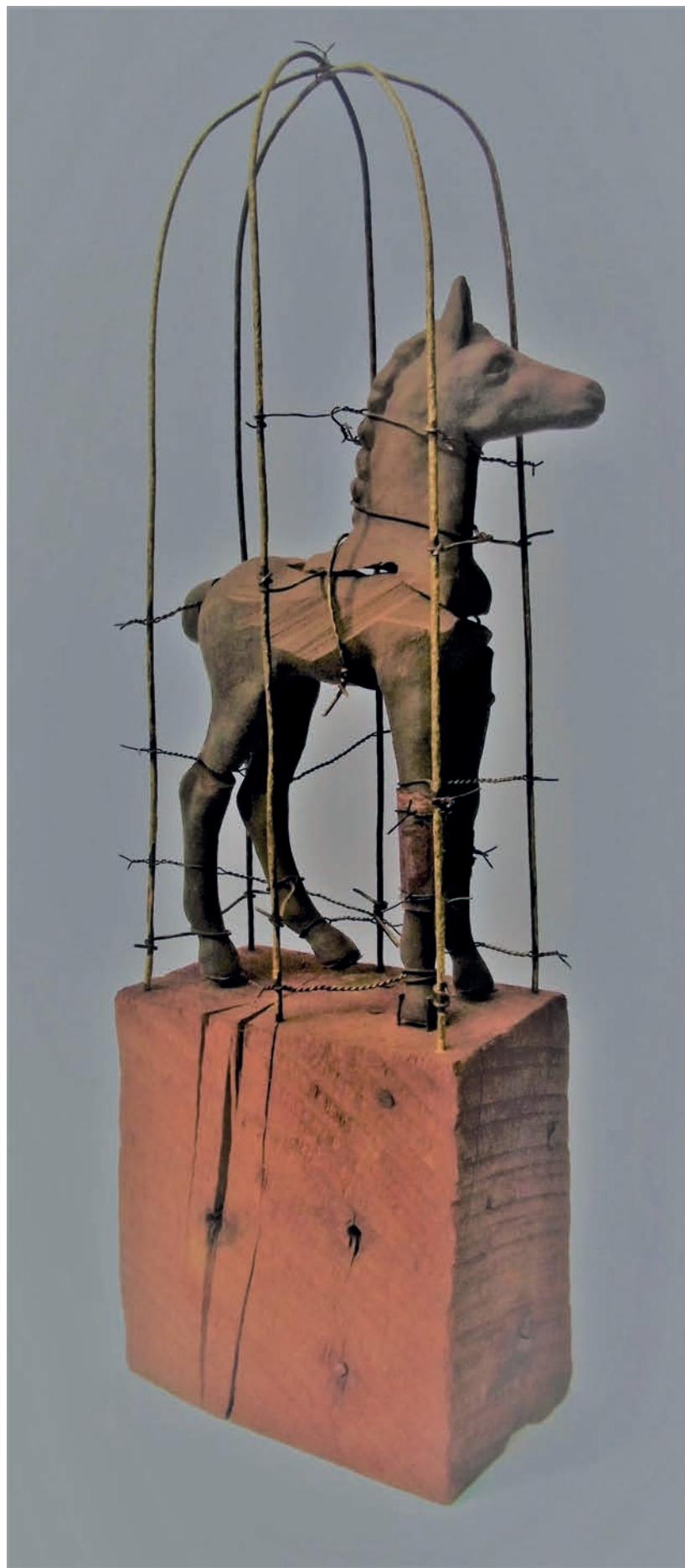
lebt und arbeitet in Hannover

Aus der Serie Rekonstruktionen - Rekonstruktion V

2017

Objekt aus Ton und Eisen

44 x 15 x 8 cm



Andreas Pregler

Fotograf

geboren 1963 in München

lebt und arbeitet in Neukirchen b. Hl .Blut

Aus dem Werkzyklus: PEACE-project - CZ / D

Plakat: Schengenperformance (Abbildung)

2017

Inkjetprint

120 x 90 cm

Aus dem Werkzyklus: PEACE-project - CZ / D

Plakat: Grenzwanderungen

Inkjetprint

2017

120 x 90 cm



Helmut Rieger

Maler

geboren 1931 in Neisse / Nysa, PL

gestorben 2014 in München

Orbis Pictus, Safari 4/007

1990

Acryl, Papier, Holz

69 x 89 cm

Orbis Pictus, PH 3156 (Abbildung)

1989

Acryl auf Transparentpapier

40 x 53 cm

Fotos: Benjamin Ganzenmüller



Jan Samec

Maler und Zeichner

geboren 1955 in Karlsbad / Karlovy Vary, CZ

lebt und arbeitet in Karlsbad

Später Nachmittag I (Abbildung)

2014-16

Acryl auf Leinwand

150 x 100 cm

Später Nachmittag II

2014-16

Acryl auf Leinwand

150 x 100 cm



Ian Lawrence

Armin Saub

Maler, Grafiker, Objektkünstler
geboren 1939 in Saarbrücken
lebt und arbeitet in Gallenbach (bei Augsburg)

Alltagsbild

1992
Acryl, Kohle, Wachsmalkreide auf Leinwand
89 x 116 cm

Für die Boat People (Abbildung)

1989
Acryl, Öl, Kohle auf Leinwand
146 x 114 cm

»Der Gegenstand als Widerstand, als Phänomen an sich, als das Gegenständliche, zwar in unzähligen Einzelerscheinungen sichtbar, aber erlebt als Erfahrungskonzentrat, als Gewebe aus minutiösen sinnvollen und sinnlosen Vorgängen und Beziehungen. Der Gegenstand auch im Versuch des Bestimmens, Erinnerns, als sich ständig Veränderndes, eigentlich Unfassbares. Der Gegenstand löst sich auf in seine innere Herkunft, wird durchlässig für Hypothesen zur Herstellung von Zusammenhängen in der lückenhaften Erfahrung von Realität.«

Armin Saub



David Saudek

Maler, Fotograf, Medienkünstler
geboren 1966 in Prag, CZ
lebt und arbeitet in Prag

Der Wächter

2016
kombinierte Technik, Leinwand
100 x 100 cm



Ingolf Seidel

Fotograf

geboren 1966 in Gera

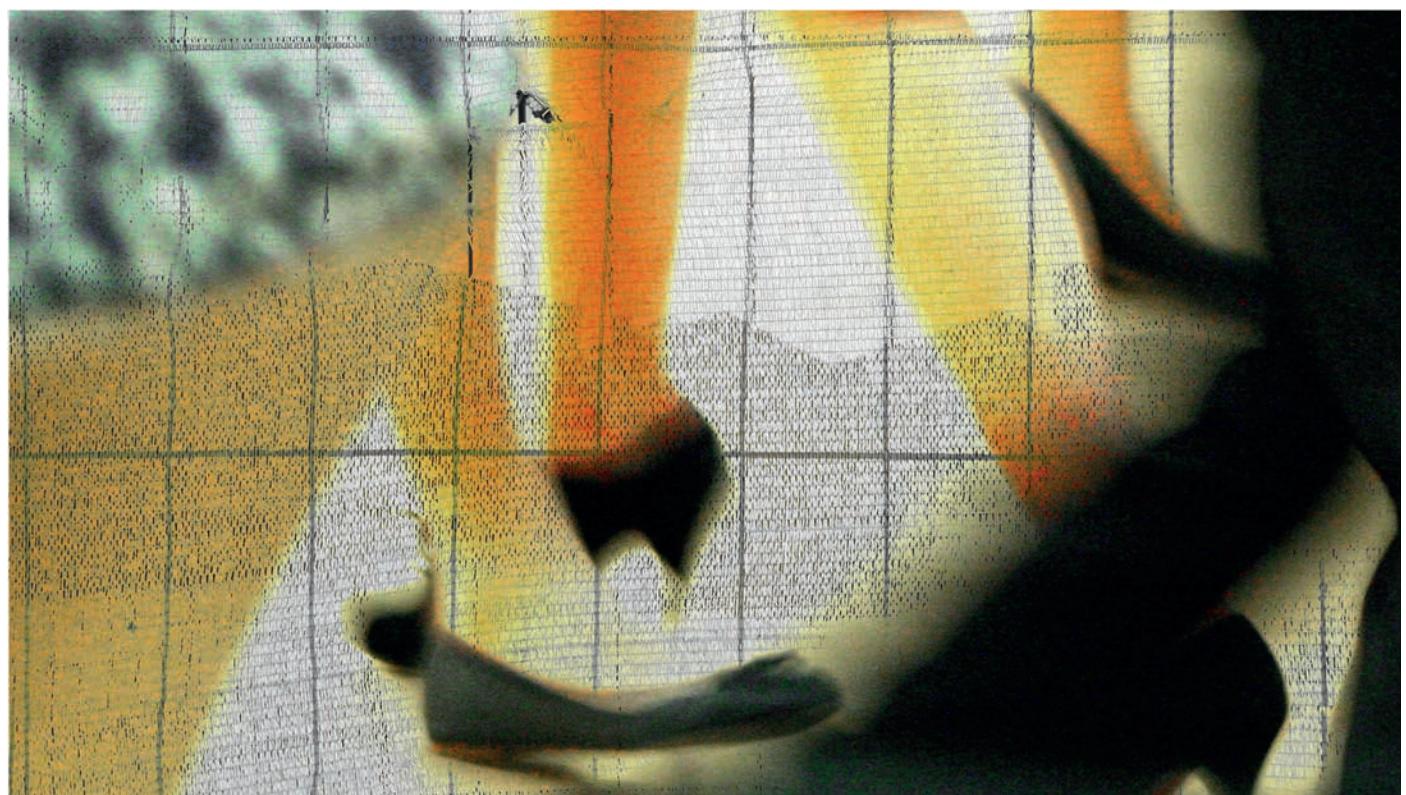
lebt und arbeitet in Gumtow-Vehlow (Brandenburg)

Nördlich der Sonne

2015

Fotografik

100 x 155 cm



Karina Stängle

Malerin

geboren 1943 in Königsberg / Kaliningrad, RUS

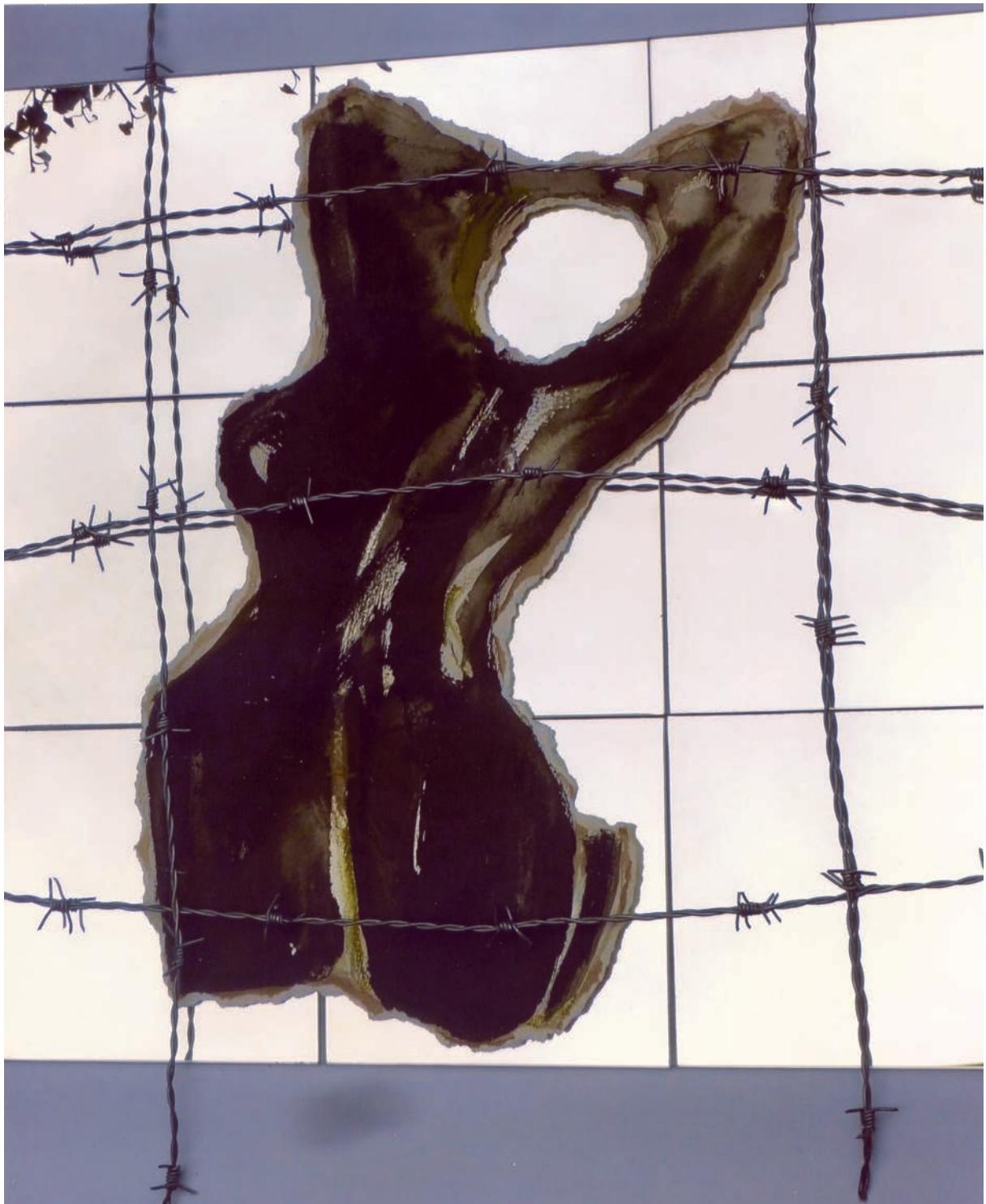
lebt und arbeitet in Esslingen a. Neckar

Aufbäumung

2017

Objekt aus Spiegel, Aquarell, Draht

60 x 50 x 3 cm



Hans Stein

Maler

geboren 1935 in Dessau

lebt und arbeitet in Berlin

Begegnung am Ostseestrand

2010

Öl auf Leinwand

120 x 150 cm



Gabriele Stolz

Malerin und Grafikerin

geboren 1956 in Höchstädt a. d. Donau

lebt und arbeitet in München

Die innere Stimme (Abbildung)

2015

Zeichnung / Montage

90 x 120 cm

Die Wahl der Waffen

2015

Zeichnung / Montage

90 x 120 cm



Helmut Sturm

Maler

geboren 1932 in Furth im Wald
gestorben 2008 in München

Ohne Titel

Entstehungsjahr unbekannt

Ätzradierung

Plattengröße: 29,5 x 20,6 cm

Papierformat: 45,5 x 32,5 cm



15/130

G. G. Green

Herbert Thoma

Maler und Grafiker

geboren 1944 in Klosterneuburg b. Wien, A

lebt und arbeitet in Egersund, N

Bereit

2017

mixed media (übermalte Lithografie)

58 x 46 cm

Papierformat: 76 x 57 cm

Gewappnet (Abbildung)

2017

mixed media (Übermalte Lithografie)

58 x 46 cm

Papierformat: 76 x 57 cm



Peter Tomschiczek

Maler und Grafiker

geboren 1940 in Iglau / Jihlava, CZ

lebt und arbeitet in Bad Aibling

Aus der Serie „Bilder vom Meer“

2014

Mischtechnik auf Leinwand

160 x 180 cm



Jaroslav Valečka

Maler und Bildhauer

geboren 1972 in Prag

lebt und arbeitet in Prag

Leichen

2012

Öl auf Leinwand

140 x 100 cm

Explosion I (Abbildung)

2011

Öl auf Leinwand

100 x 158 cm



Gabriela Volanti

Malerin, Zeichnerin, Objektkünstlerin
geboren 1969 in Augsburg
lebt und arbeitet in Berlin

Titelloser Fächer

2013
Zeitungspapier gefaltet und vernäht
31 x 27 cm

Ort (Abbildung)

2013
Zeitungspapier gefaltet und vernäht
46 x 31 cm



Christina Weber

Bildhauerin

geboren 1958 in Grafenau

lebt und arbeitet bei / in Augsburg

Stehaufmännchen

2016

Figur aus Papiermaché

64 x 30 x 38 cm



Alexander Weinmann

Bildhauer

geboren 1942 in Freiburg i. Br.

lebt und arbeitet in Radolfzell

Bedrohung

2016

Skulptur aus Holz und Blei

74 x 103 x 46 cm



Die KünstlerGilde

Fachgruppe Literatur

Johanna Anderka

geboren 1933 in Mährisch-Ostrau / Ostrava, CZ
lebt und arbeitet in Ulm

Eva Beylich

geb. 1957 in Schorndorf (Baden-Württemberg)
lebt in Tübingen

Rainer Goldhahn

geboren 1941 in Greiz (Thüringen)
lebt und arbeitet in Waiblingen (Baden-Württemberg)

Ursula Haas

geboren 1943 in Aussig / Ústí nad Labem, CZ
lebt und arbeitet in München

Ursula Jetter

geboren 1940 in Bruchsal
lebt und arbeitet in Möglingen bei Ludwigsburg

Hildegard Kubitschek

geboren 1930
lebt und arbeitet in Engelskirchen b. Köln

Franz Peter Künzel

geboren 1925 in Königgrätz / Hradec Králové, Böhmen, CZ
lebt in Puchheim bei München

Else Levi-Mühsam (Tochter von Paul Mühsam)

geboren 1910 in Görlitz
gestorben 2004 in Jerusalem

Ernst Meinhardt

geboren 1954 in Temeschburg / Temesvar / Timișoara, RO
lebt und arbeitet in Berlin

Erich Pawlu

geboren 1934 in Frankstadt / Novy Malin, Nordmähren, CZ
lebt und arbeitet in Dillingen (Bayern)

Romy Salvagno

geboren in Güdenhagen / Mścice, Pommern, PL
lebt und arbeitet in Pohnsdorf, Schleswig-Holstein

Jenny Schon

geboren 1942 in Trautenau / Trutnov, Böhmen, CZ
lebt und arbeitet in Berlin

Helga Unger

geboren 1939 in Brünn / Brno, Mähren, CZ
lebt und arbeitet in München

Franz Peter Künzel
(1995 - 2005 KG-Vorsitzender,
danach Ehrenvorsitzender)

Die Freundin Mücke

Als unser aufbauender Bundesvorsitzender Hansjürgen Gartner (nomen est omen) die neue Ausstellung „Nie wieder Krieg“ und dafür den Titel „Gegenstand : Widerstand“ mit einem Doppelpunkt in der Mitte ausschrieb und auch Musiker und Literaten zur Teilnahme aufforderte, fiel mir meine lange schon vergessene Kurzerzählung „Die Freundin Mücke“ ein, die 1949 in der Zeitschrift „ECHO – Deutsche Warte“ abgedruckt war. Vier Jahre also nach dem Ende eines der schrecklichsten Kriege der Weltgeschichte. Da wunderte es nicht, dass auch der Tod einer Mücke als Gleichnis in die Nie-wieder-Krieg-Parole einbezogen wurde. Heute, da Europa sich „70 Jahre Frieden“ anlobt in einer „sich drastisch zuspitzenden weltpolitischen Situation“, wie der Ausstellungsinitiator rechtens formuliert, mag der Doppelpunkt auf Mitte die historische Gefahr veranschaulichen wie der Tod der Mücke.

Mein Leben lässt mich selten einen Freund finden. Ich habe immer einen Schatten empfunden, die Ahnung der Einsamkeit. Und Einsame werden von den Menschen gemieden, von den vielen, die zu schwach sind, um zu verstehen, von den wenigen, die zu mächtig sind, um einsam zu sein. Ich habe oft darüber nachgedacht, warum ich zum Eremit wurde, früher. Später tat ich es nicht mehr. Auf das Warum wusste ich keine Antwort, und später glaubte ich, dass es wohl irgendwie notwendig sei. Heute denke ich wieder daran.

Ich hatte nämlich eine Freundin, und meine Schuld ist es, dass ich mich nicht mehr mit ihr freuen kann. Dass sie mich nie mehr grüßen wird, dass sie mir nie mehr ihre lieblichen Lieder singen wird, die davon sprachen, dass das Leben auch schön sein kann, dass man sich nur bemühen muss, das Schöne zu finden. Jetzt bin ich wieder allein und in mir die Ahnung der Einsamkeit; denn ich habe sie getötet.

Es war nicht schön, dieses Jahr mit den verregneten Tagen und den kalten Nächten. Die Menschen übersahen das Erwachen der Natur, die Mäntel wurden fröstelnd bis oben zugeknöpft. Es schien, dass unmittelbar auf den Winter ein Herbst folge, der sich nur wenige Wochen bemühte, die kalte Erde mit den müden Sonnenstrahlen seiner Jahreszeit zu erquicken. In dieser Zeit war es, dass mich zu abendlicher Stunde öfters eine Mücke besuchte. Ich habe nie entdecken können, auf welchem Wege sie zu meiner Schreibtischlampe kam, um dann in dem breiten japanischen Schirm lustige Kapriolen zu schlagen. Wie eine kleine Zauberin zerschnitt sie plötzlich den Lichtkreis, summte dazu eine Melodie, verschwand und kam wieder, und trieb so ihr abendliches Spiel.

Sie war eine schöne Mücke, und ich glaube, dass sie sich dessen auch bewusst war. Wenn man genau hinsah, spiegelten ihre Flügel in den Regenbogenfarben, ihre schlanken Beine hielt sie graziös von sich, dabei immer mit den Fühlern anmutig spielend. Ob sie mich jemals beachtet hat, weiß ich nicht, aber ich habe mir stets eingebildet, dass sie sich nur deshalb so hinsetzt, um von mir bewundert zu werden. Schautete ich sie jedoch zu eindringlich an, flog sie gleich fort, tief ins Dunkel hinein, und kam erst nach geraumer Zeit zurück.

So zeigt mir das kleine Insekt die Erinnerung. Als sie jedoch lebte, war ich ihr heimlicher Feind. Ich trachtete nach ihrem Leben, da ich glaubte, von ihr gestört zu sein. Ich schlug oft nach ihr, nur traf ich sie nie, so oft ich auch jagte. Später ließ ich sie gewähren.

Eines Abends schaltete ich wieder das Licht an, aber die Mücke kam nicht, und ich vertiefte mich in meine Lektüre. Plötzlich summte es im Lichtkreis – meine Hand schlug nach ihr. Als ich die verkrampten Finger, wie aus einem Traum erwachend, langsam öffnete, fand ich die kleine Mücke tot. Jetzt erst wusste ich, dass wir Freunde sein sollten.

An diesem Abend löschte ich wieder das Licht, sinnend ging ich in die Nacht hinaus. Seitdem habe ich manches anders gemacht. Um der kleinen Mücke willen.

ausgewiesen

die Amsel singt
ins dunkle Blau
im Januar
ihr Lied

kam sie zu früh

von Ostern bringen
weiße Wolkenberge
Schnee herbei

was wird aus dir

man kann dich
kaum zum Schweigen
zwingen

du musst
das kalte Land
verlassen
darfst es nicht
mit Wort und Lied verwandeln

Else Levi-Mühsam

Für den Katalog bearbeitet von Rainer Goldhahn

Paul Mühsam

Else Levi-Mühsam war die älteste Tochter von Paul Mühsam. Die Bibliothekarin mit Leib und Seele kehrt nach dem Tode ihres Vaters 1960 aus Israel nach Deutschland zurück. Und sie setzt sich, bis zu ihrem Rückzug in ein Altenheim in Jerusalem 1995, für die Wiederbelebung seines Werkes ein.

1987 erschien in der Esslinger Reihe (Nr. 13) ihr Erinnerungsbändchen „Viel' Wege bin ich, Gott, nach Dir gegangen.“

Sie schreibt:

„Schlesische und rheinländisch-westfälische Juden sind die Vorfahren des Kindes, das am 17. Juli 1876 in Brandenburg an der Havel zur Welt kommt.“ Nach etlichen Umzügen ließ sich die Familie in Chemnitz nieder. Der Vater Marcus betrieb ein Schuhgeschäft. Er war streng, aber gütig und großzügig. Mit sieben Jahren kommt Paul in die Schule. Der Vater gibt das gesundheitlich anfällige Kinde für die Dauer eines Jahres nach Lübeck zu seinem Bruder, der Apotheker ist. Der Umgang mit dessen Kindern tut ihm gut, bis ins hohe Alter bleibt er ihnen geschwisterlich verbunden.

Paul ist vierzehn, als sich sein Vater beruflich umorientieren muss, er ist der Konkurrenz nicht gewachsen. Paul muss das Humanistische Gymnasium verlassen. Die Familie zieht nach Zittau in der Oberlausitz. Hier befreundet sich auf der Schule Paul mit dem Klassenprimus Bernhard.

Seine Tochter schreibt über seine Schulzeit: „... er ist Jude. Sticheleien, böse Worte, Zurücksetzungen ... deren er sich nicht zu erwehren wusste ... fügten ihm tiefe Verletzungen zu.“ Diese kann er seinem nichtjüdischen Freund nur schwer vermitteln.

Nach der Schule stellt sich die Frage der Berufswahl. „Die Entscheidung wird zu einer schwerwiegenden Fehlentscheidung: die >Juristerei<.

1899 besteht er sein Examen und promoviert im Jahr 1900 zum Dr. iur.

1905 lässt er sich in Görlitz als Rechtsanwalt nieder. „Eine wunderschöne Stadt mit viel Grün in Anlagen, Parks ... zudem eine Musikstadt, in der es ... an regem geistigen Leben nicht fehlte“ (aus „Memoiren“). Seine Praxis entwickelt sich gut, aber zufrieden ist er nicht. „... von meinem eigentlichen Ich jedoch noch weit entfernt. Meine Religiosität hatte daran noch keinen Anteil, und gerade sie war der Schlüssel, mit dem mir das Tor meines Innern zu öffnen bestimmt war“ (aus Memoiren).

1909 eröffnet er in Dresden seine eigene Kanzlei und heiratet Irma Kaufmann.

Sie haben drei Töchter: Else (*1910), Charlotte Antonie (* 1912) und

Hilde (* 1918). Erich Mühsam, auch er ein Dichter, ist sein Vetter, der an der Münchner Räterepublik führend beteiligt ist und im KZ Oranienburg 1934 ermordet wird.

Sein Interesse für Naturwissenschaften erwacht. Der 1. Weltkrieg lässt ihn gleich zu Anfang zum Pazifisten werden: „Nichts fürchten die an der Herrschaft der Gewalt interessierten Faktoren, die Militärclique, die Schwerindustrie, die chauvinistische Presse ... mehr als eine wahrhafte Ächtung des Krieges und seine Verhinderung durch das Weltgewissen“ (aus „Memoiren“). Er schließt sich der Deutschen Friedensgesellschaft an, ohne aktiv zu werden.

1917 wird er als Abteilungsleiter in das Zentralkomitee des Deutschen Roten Kreuzes in Berlin berufen. Er entflieht den Arbeitsstunden der „trostloses, von Hunger und Krankheit heimgesuchten Stadt“ und sucht Stille und Einsamkeit in den umgebenden Waldungen. Er wird überwältigt vom „Mysterium der Schöpfung“.

Ende 1918 zieht er nach Görlitz und baut seine Praxis neu auf. 1920 wird Paul Mühsam als Notar vereidigt.

Nach dem Krieg schreibt er: „Dies Buch schrieb ich ... den Toten zum Gedenken, den Lebenden zur Erinnerung, den Kommenden zur Mahnung. Möge es die Herzen erwecken und die Erkenntnis fördern, dass die Menschheit nur einen Feind hat: sich selbst, und dass es nur einen gerechten Krieg gibt: gegen den Krieg.“

Von 1921 an zieht er sich jeden Frühling in den Thüringer Wald zurück, er empfindet diese Zeit als tiefstes Glück, in der er in mönchischer Einsamkeit Schaffenswochen erleben darf. Stets machte er in Weimar Station, um aus dessen Vergangenheit Kraft und Glauben zu schöpfen.

„1930 entdeckt Paul Mühsam die griechische Antike. Er wird von einer wahren Übersetzungsleidenschaft erfasst.“ In diesem Jahr tritt er in die internationale Künstlervereinigung Porza ein und arbeitet als Übersetzer verschiedener Bücher. Eine Reihe von Theaterstücken entsteht, von denen er sich vergeblich finanziellen Erfolg verspricht, da seine Praxis nicht gut läuft. So kehrt er zur Lyrik zurück:

*Und lebt ich tausend Leben auch,
Und könnt ich Gottes Werk beschreiben
Mit jedem Wort und Atemhauch,
Es müßte doch ein Stammeln bleiben.*

*Kein Mensch kann, Herr, Dein Wesen sagen,
Du Sturm und Blume, Licht und Tier.
Du selbst nur kannst die Brücken schlagen
Durch Nacht und Nichts, von Dir zu Dir.*

Mühsam gehört zum Schlesischen Künstlerkreis in Görlitz zusammen mit dem später von den Nazis ermordeten Freund und Dichter Arthur Silbergleit oder dem Grafiker Johannes Wüsten.

Drei Gedichtbände erscheinen noch in Deutschland.

Mit dem 29. März 1933 ändert sich schlagartig und für immer das Leben von Paul Mühsam und seiner Familie.

„Das war eine Aktion, die ganz Görlitz bewegt hat. Alle Anwälte, Rechtsanwälte, Notare jüdischer Konfession sind also zusammen getrieben worden, die Hauptstraße, die Berliner Straße entlang bis zum Rathaus, sind dort festgehalten worden eine Weile, am nächsten Tage wieder freigelassen. Spätestens da war sich Mühsam darüber im Klaren, dass er das Land

verlassen wird.“ Am 6. September 1933 wandern er und seine Frau Irma wegen Entzuges der Anwaltslizenz und der Verbrennung seiner Bücher nach Palästina aus. Paul Mühsam gilt als der erste jüdische Auswanderer aus Görlitz.

Ins Tagebuch schreibt er: „Wirtschaftlich keine Existenz mehr ohne Notariat ... Rechtsanwaltspraxis zertrümmert. Leben hier seelisch nicht mehr tragbar (Zurücksetzungen und Demütigungen, Ausschließung aus der Volksgemeinschaft ...“

Ihm kommen seine früher geschriebenen Zeilen in den Sinn, als er die Küsten Europas hinter sich lässt:

„So schüttle ich den Staub von meinen Füßen
Und gehe, wie ich kam, ganz unerkannt.
Ich grüße dich mit einem letzten Grüßen,
Mein armes, mein verirrtes Abendland.“

Das neue Leben, Überleben in Haifa gestaltet sich mehr als schwierig für einen, der bis an sein Lebensende deutsch schreibt. „Heimwehkrank bis zum letzten Tag“, wie seine Tochter noch 1988 in Berlin erzählt.

Ihm gelingt es nicht, Hebräisch (Ivrith) zu lernen und seine Zulassung als Rechtsanwalt zurückzuerhalten.

1946 verstirbt seine Frau. Er verfasst in der Stille eines verwilderten Parks in Haifa zur Erinnerung an sie die „Sonette an den Tod“, die 1949 hektographiert in Jerusalem erscheinen. Sie handeln von der „Tragödie und Endgültigkeit allen Lebens und die Qual des Alterns und Sterbens“.

„Immer stärker bedrängt ihn die Frage nach dem Sinn des rätselhaften, leidvollen Weges des jüdischen Volkes“. Ihn beschäftigt seit langem „die in der Bergpredigt gipfelnde Lehre Christi in Gegensatz gestellt zu ihrer Anwendung in der Christenheit:

Ein Jude bin ich. Das ist mein Verbrechen.
Mich packt Entsetzen vor der Menschheit an.“

In Palästina entstehen drei Bände Lebenserinnerungen. 1948 siedelt er nach Jerusalem über und ergänzt die seit der Auswanderung nach Palästina nicht weitergeführten Lebenserinnerungen. Im November 1955 beendet er den letzten Band seiner Lebenserinnerungen. In den letzten Lebensjahren treibt ihn verstärkte Schaffenskraft an. 1955 entsteht die „Warnung der Menschheit vor der Super-Atombombe unter dem Titel der Einsteinschen Formel m=E/c² Ein Rückblick vom Mars zur Erde“, verirrte Menschen bringen die Bombe zur Explosion „und die Erde verpufft“.

„Schriftsteller wie Stefan Zweig oder Shalom Ben-Chorin schätzen sein Werk außerordentlich hoch ein, nicht zuletzt, weil er zentrale Fragestellungen zur jüdisch-christlichen Verständigung formuliert.“

Die große Synagoge von Görlitz ist ein Jugendstilbau, der zu DDR-Zeiten vor sich hinrottete.

„Die Kuppel ist wieder im alten Glanz und Schönheit entstanden mit diesem beeindruckenden Löwenfries, der Löwe von Juda immer abwechselnd mit der Menora und den Tafeln mit den Zehn Geboten als Symbolen des Judentums.“

Wie oft mag der weitgehend vergessene Dichter und Rechtsanwalt Paul Mühsam mit seiner kleinen Familie in dem Kuppelsaal gesessen haben! In der Vorhalle fällt eine Gedenkplatte zur Erinnerung an die Vertreibung und Ermordung der Jüdischen Gemeinde auf.

Ganz vergessen ist Paul Mühsam in Görlitz nicht. 1990 wird eine kurze Straße nach ihm benannt. Seine Tochter Else Levi-Mühsam erhält 1992 die Ehrenbürgerschaft ihrer Geburtsstadt, in der sie 1910 zur Welt kam.

Quellenangabe:

Else Levi-Mühsam. Viel Wege bin ich, Gott, nach Dir gegangen.

Mein Vater Paul Mühsam. Esslinger Reihe 13. 1987

Deutschlandradio Kultur, 17.05.2015

Die Idee einer „alle Konfessionen übergreifenden Religion der Menschlichkeit“, wie Mühsam es selbst beschreibt, findet Ausdruck in seinem Versdrama „Der ewige Jude“. Darin lässt er seine Hauptfigur Ahasver geradezu seherisch das Kommende voraussagen:

*So schüttele ich den Staub von meinen Füßen und gehe, wie ich kam, ganz unerkannt.
Ich grüße Dich mit einem letzten Grüßen, mein armes, mein verirrtes Abendland.“*

Else Levi-Mühsam (* 8. Mai 1910 in Görlitz; † 3. Juni 2004 in Jerusalem) war langjährige Leiterin der Dr.-Erich-Bloch-und-Lebenheim-Bibliothek (Judaica) der Israelitischen Kultusgemeinde Konstanz. Sie war eine Tochter von Paul Mühsam, der ein Cousin von Erich Mühsam war.

I. Ach, wie ist alles mir anders geschehn!
In einer Stunde voll Harren und Bangen
Verhüllte der Himmel die Glut seiner Wangen.
(aus: Als rückte niemals der Zeitenzeiger)

II. Als bleibende Bilder im Wandel der Sonnen
Hat Gott unsre Seelen zu malen begonnen.
Aber er führt sie nicht selbst zu Ende.
Er stellt sie halbfertig vor unsere Schwelle,
Dass sie das Öffnen der Tür erhelle,
Und legt die Palette in unsere Hände,
Prüfend, wer seine Mängel merke
Und sich vollende zum Meisterwerke.
Und haben wir unsere Farben gemischt,
So stehen wir stolz vor der Staffelei,
Und hinter uns ziehn unsre Stunden vorbei.
Und einer künstelt und einer wischt,
Und dieser malt langsam und jener malt schneller,
Dem einen ist's Lust und dem andern ein Kämpfen,
Und der vergröbert und pinselt noch greller,
Und der schwächt ab, um die Buntheit zu dämpfen.
Mancher setzt blendende Lichter auf.
Einige, denen der Glanz verblichen,
Frischen sich auf mit Streifen und Strichen.
Doch viele auch nehmen die Mängel in Kauf.
Jeder, ob er es weiß oder nicht,
Werkt am Gemälde genau sein Gesicht,
Denn die malende Hand ist sein Leben.
Denken, erdulden, nehmen und geben,
Irgendwie prägt es sich aus auf dem Bild.
Alles erscheint, alles bleibt, alles gilt.

III. Ich trete vor Gottes Thron mit geballten Fäusten und
knirschenden Zähnen, Rechenschaft heischend. Ich klage
Dich an, Erbarmungsloser, daß Du zum Menschen
mich schufest.
Alles, was ich als heilig verehrt und erhaben, schleppe
ich vor den Richterstuhl meiner Rache, daß es Rede und
Antwort mir stehe.

(aus: Brief eines Kriegsfreiwilligen an seine Frau im letzten Kriegsjahr.)

Brief der Freifrau Argula von Grumbach, geb. Freiin von Stauff, an ihren Gemahl, Herrn Friedrich von Grumbach

Im November 1523

Hochmögender Ehegemahl, mein lieber Friedrich!

Es war ein wahrhaft unseliges Gespräch, vielmehr ein Tribunal, das unsere hochfürstlichen Herren Wilhelm und Ludwig auf der Burg Trausnitz zu Landshut mit uns, nein gegen uns, geführt haben. Dabei ging es, wie Dir wohl erstmals deutlich wurde, um den Brief, den ich zugunsten des Magisters Arsacius Seehofer an die Hohe Schule zu Ingolstadt geschrieben hatte. Ich hatte meine Stimme erhoben gegen den Widerruf seines Glaubens an die Lehre des heiligen Evangeliums, wie sie durch Martin Luther, Philipp Melanchthon und viele andere verkündet wird. Der junge Magister Arsacius war durch die Schriften des Doktors aus Wittenberg entflammt und durch die Lektüre des heiligen Evangeliums und der Briefe des Apostels Paulus zu der festen Überzeugung gekommen, dass nur der Glaube an Jesus Christus und seine Erlösung am Kreuz uns Sündern zum Heil verhelfen kann; nichts sonst auf der Erde - keine Werke, weder Messen, noch Almosen, schon gar kein Geldopfer in die Kasse der Kirche zu Rom, wie sie den Gläubigen von eifrigen Ablasspredigern landaus landein eingetrichtert werden...

Warum habe ich, eine Frau, die überhaupt keine hohe Schule besuchen konnte, die kein Latein versteht, nicht einfach geschwiegen, als ich von dem leidigen Vorfall erfuh? Was trieb mich an, die hohen Herren Professoren aufzufordern, von der Verfolgung des Magisters abzulassen? Haben diese es nicht zu Recht als dreist empfunden, dass ich mich anbot, mit ihnen, den Gelehrten der Theologie, über die strittigen Themen zu disputieren? Du weißt, obwohl Du es nicht zugeben würdest, dass ich dazu von meinem Gewissen gedrängt wurde, gegen den erzwungenen Widerruf des Magisters zu protestieren: weil er, wie ich felsenfest glaube, die Wahrheit spricht, nämlich, dass der Glaube allein für die Rechtfertigung des Menschen genüge, dass keine Hoffnung in irgendein Werk von uns zu setzen sei, und dass Gott allein uns Menschen rechtfertige, wenn er seinen Geist ohne unsere Mitwirkung in uns eingeßt.

Warum ich mich, mein lieber Gemahl, überhaupt in diese Sache einmische? Weil ich wie alle Christen dazu berufen bin, von der Wahrheit Zeugnis zu geben, wie es an vielen Stellen im heiligen Evangelium heißt. Im 10. Kapitel bei Matthäus spricht unser Herr Jesus Christus: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den werde auch ich bekennen vor meinem Vater im Himmel“. Wie konnten die Lehrer der Theologie zu Ingolstadt den Magister Arsacius mit der Hand auf dem heiligen Evangelium dazu zwingen, eben dieses Evangelium, Gottes Wort, zu verleugnen? Weder der Papst noch der Kaiser oder irgendeine Macht der Welt kann uns dazu nötigen. Auch mahnt Christus: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können. Fürchtet euch aber viel mehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann zur Hölle.“

Wie kam es, wirst Du fragen, dass ich überhaupt in der Bibel lesen konnte? Es war ja in unserer Jugend keineswegs üblich, dass alle Christen die Bibel lasen. Auch waren die meisten Bibeln in lateinischer Sprache geschrieben und für die Geistlichen, Mönche und Theologen, bestimmt. Die Priester sahen es nicht gern, wenn das ungelehrte Volk die Heilige Schrift zur Hand nahm, da nach ihrer Meinung doch nur die Theologen deren Sinn recht verstehen konnten. Bei uns auf Burg Ehrenfels allerdings gab es – das war damals noch selten genug – sogar eine gedruckte Bibel in deutscher Sprache, die mit großen farbigen Bildern geschmückt war. Vater gab sie mir, als ich schon ganz flüssig lesen konnte, zum zehnten Geburtstag. Ich schaute damals jedoch vor allem die Bilder an. So staunte ich, als ich auf einem der farbigen Holzschnitte sah, wie Gott Vater den Himmel und die Erde erschuf und die Tiere, die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser, zuletzt aber den Menschen, Adam, und, damit er nicht einsam sei, als seine Gefährtin Frau Eva. Besonders fasziniert aber hat mich die Darstellung der Eva, wie sie aus der Rippe des schlafenden Adam von Gottvater herausgezogen wurde. Wie ein zierliches kleines Mädchen schlang sie die Arme um ihren Schöpfer. Ich erinnere mich: Wenn Vater abends manchmal zu mir ans Bett trat und mir eine gute Nacht wünschte, streckte ich die Arme nach ihm aus. Dann beugte er sich über mich und gab mir einen Kuss auf die Stirn. Und ich fühlte mich als kleine Eva und schlief selig ein.

Doch hatte ich von unserem Kaplan bald die andere Geschichte von Adam und Eva gehört: Es ging um die Verführung der Frau durch den Teufel, der sich listig unter dem Deckmantel der Schlange an Eva herangeschlichen hatte. Durch süße Verlockung überredete er sie, das göttliche Gebot, nicht vom Baum der Erkenntnis zu essen, zu übertreten. Und die Schlange sprach zum Weibe: „Welches Tags ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan und werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist“. Doch wehe, es folgte die Strafe auf dem Fuße! Adam und Eva wurden mit dem Los des Todes bestraft. Aber weil Eva zuerst das göttliche Gebot übertreten hatte und auch Adam dazu verführte, die verbotene Frucht zu essen, so seien, sagen die Geistlichen, wir Frauen die schlimmeren Sünder. Unsere besondere Strafe sollten die Schmerzen bei der Geburt unserer Kinder sein, so hatte der Schöpfer es verfügt. Und mit Adams Samen, so deuten es die Theologen, würde die Sünde auf alle Geschlechter übertragen. Also seien wir alle von Anfang an, seit unserer Zeugung, mit der Erbsünde behaftet. Wir Sünder aber würden auf ewig verdammt sein, hätte nicht Gottes Sohn als Mensch

Fleisch angenommen aus der seligen Jungfrau Maria und hätte uns nicht durch sein bitteres Leiden und seinen Kreuzestod den Weg zur Vergebung unserer Sünden und zum neuen Leben eröffnet.

Wir müssten aber, so lehrten es die Priester bisher, nicht nur an die Gnade dieser Erlösung glauben, wir müssten sie uns durch unsere guten Taten erst verdienen. Aber da hat der Mönch aus Wittenberg, Doktor Martin Luther, der selbst lange unter dieser Lehre gelitten hatte und trotz aller Gebete und Bußwerke keinen Seelenfrieden finden konnte, schließlich die große Freiheit eines Christen entdeckt: Nur Gottes reine Gnade, erwirkt durch Jesu Erlösungstat, kann uns retten - und unser unbedingtes Vertrauen auf ebendiese göttliche Gnade. Der Glaube allein, lieber Friedrich, befreit uns von unserer Schuld, der Glaube, den der Heilige Geist in uns eingeßt, nicht unser eigenes Werk und Wirken!

Diese Erlösung wird uns geschenkt in der Taufe auf Jesu Tod, wie es im Römerbrief des Apostels Paulus heißt: „Wisset ihr nicht, dass alle, die wir in Jesum Christ getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir jetzt mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf dass, gleich wie Christus ist auferweckt von den Toten, durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.“ Dieses neue Leben haben wir, davon bin ich, lieber Friedrich, zutiefst überzeugt, wenn wir ganz und gar auf Gottes Gnade vertrauen und nicht auf unsere eigenen Werke, auch nicht auf die Fürbitte von Menschen, die auch alle Sünder sind, schon gar nicht auf die Ablassversprechungen der Kirche oder sonst auf irgendeine geistliche oder weltliche Macht.

Nun bist Du selbst bei der Lehre der alten Kirche geblieben und meinst, es sei meine Pflicht, dies auch zu tun und Dir so ein gehorsames Weib zu sein. Du magst einwenden, dass just beim Apostel Paulus zu lesen ist, dass sich die Frau dem Manne unterordnen soll, „denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus ist das Haupt der Gemeinde.“ Doch schreibt er im gleichen Brief an die Epheser: „Also sollen auch die Männer ihre Weiber lieben als ihren eigenen Leib.“ Hand aufs Herz, lieber Friedrich: Habe ich mich nicht fast immer nach Deinem Wollen und Wünschen gerichtet im Großen wie im Kleinen? Wie oft habe ich Dich bei der Jagd begleitet, auch wenn ich lieber im Garten hinter dem Gutshaus geblieben wäre anstatt stundenlang ruhig neben Dir auf dem Hochsitz auszuhalten! Wie oft habe ich schweigend gewartet, bis ein Auerhahn aus seinem Versteck hervorkam oder ein bunter Fasan sich auf einem Ast niederließ? Den Atem musste man anhalten, wenn ein Hirsch aus dem dichten Unterholz auf die Lichtung trat und Du den Bogen spanntest; dann waren auch Deine und meine Nerven aufs Äußerste angespannt. Und wenn Dir der Zielschuss auf die begehrte Trophäe nicht gelang, sondern nur zwei oder drei Rehbühner die magere Ausbeute eines langen Tages waren, wie oft hast Du Deine schlechte Laune an mir ausgelassen! Habe ich nicht auch fast immer Deinem Begehr nach meinem Schoß nachgegeben, auch wenn ich Glieder- oder Kopfschmerzen hatte und mich nach einem langen Tag lieber zurückgezogen und ausgeruht hätte? Und habe ich nicht unsere Kinder - und dies ganz ohne eine Amme - gerne aufgezogen? Habe ich sie nicht abends in den Schlaf gesungen, und wenn sie krank waren, bei Nacht an ihrem Bett gewacht und ihr Fieber mit kühlen Wickeln zu lindern versucht?

Du wirst mir entgegenhalten, dies alles sei doch meine Pflicht und Schuldigkeit als Dein Dir angetrautes Eheweib – das sei doch kein besonderes Verdienst! Merke: Ich rechne es mir auch keineswegs als Verdienst an, ebenso wenig wie alles andere, das ich für Dich tat, für unsere Familie, unsere Kinder, unser ganzes Hauswesen, für das ich gerne Sorge getragen habe und weiter sorgen werde, wenn Du es nach all den Widrigkeiten noch willst. Ich bitte Dich aber, lieber Fritz, bei all dem, was uns verbindet über die Jahre hin, mir zu gewähren, dass ich ein wenig Einkehr halte und mich zurückziehe auf die Burg meiner Freundin, Gräfin Luitgardis, um dort einige Zeit der Besinnung zu verbringen. Auch Du wirst ja, wie Du in unserem letzten Gespräch angedeutet hast, Dich nach dem bitteren Verlust Deiner Pflegschaft nach Burggrumbach zurückziehen, um Dein Leben neu zu ordnen.

Es war höchst ungerecht von Deinen Herren, Wilhelm und Ludwig, Dich für etwas zu bestrafen, was nur mir, Deinem Eheweib, zuzurechnen ist. Du bist doch stets ein guter und gerechter Sachwalter der herzoglichen Belange gewesen, ein gerechter Richter für die Untertanen des Herzogs in Dietfurt und Altenstein, die Bürger und Handwerker, auch für die Bauern des Umlandes, die von allerlei Frondiensten und anderen Lasten bedrückt waren! Ach, hätte ich Dir den Verlust Deines Amtes und die damit verbundene Schmach ersparen können, ich gäbe einiges darum! Nur eines kann ich nicht: Christum um Deinetwillen verleugnen. Das lässt mein Gewissen nimmer zu, und müsste ich darum auch viel Übles, inneres und äußeres Ungemach, erdulden. Warum lässt der Herzog nicht mich büßen für das, was er für Unrecht hält, sondern Dich, der keinen Anteil daran hat?! Ich bitte Dich von ganzem Herzen, mein lieber Friedrich, mir zu verzeihen, dass ich nicht anders handeln konnte. Denn wie der Apostel Paulus sagt, ist es nicht gut, sondern gefährlich, etwas gegen das Gewissen zu tun. So leb denn wohl einstweilen, und Gottes Güte sei mit Dir, bis wir uns, so hoffe ich, in naher Zukunft wiedersehen können!

Deine trotz allem zuversichtliche,
in unverbrüchlicher Treue Dir zugeneigte
Argula

Anmerkung:

Argula von Grumbach, geb. Reichsfreiin von Stauff (geb. 1492 auf Burg Ehrenfels bei Beratzhausen, Lkr. Regensburg, gest. 1554 in Zeilitzheim bei Schweinfurt) ist die Tochter des Reichsfreiherrn Bernhardin von Stauff, der im Dienst des bayerischen Herzogs Albrecht IV. stand. Sie kam bereits in jungen Jahren als Hoffräulein zur Herzogin Kunigunde an den Hof in München. Nach dem Tod der Eltern heiratete sie 1510 den unterfränkischen Adeligen Friedrich von Grumbach, mit dem sie vier Kinder hatte. Sie übersiedelte nach Dietfurt (Altmühlthal), wo Friedrich das Amt eines herzoglichen Pflegers innehatte. Argula lernte dort die Lehre Luthers kennen und stand auch im Briefwechsel mit Andreas Osiander, Georg Spalatin und Martin Luther. 1523 trat Argula in einem Sendschreiben an die Universität Ingolstadt als Fürsprecherin für den evangelisch gesinnten jungen Magister Arsacius Seehofer ein, da dieser von der Universität zum Widerruf seiner evangelischen Überzeugungen gezwungen worden war. Argulas Sendschreiben wurde – wohl auf Betreiben Osianders – als Flugschrift gedruckt, in Windeseile verbreitet und erlebte 24 Auflagen. Auch in Briefen an andere hochrangige Personen, wie an Herzog Wilhelm IV., die ebenfalls im Druck verbreitet wurden, verteidigte Argula ihre Überzeugung von der Richtigkeit der evangelischen Lehre. Als Folge ihrer reformatorischen Aktivitäten wurde ihrem Gatten das Amt des Pflegers entzogen.

Jenny Schon

Timbuktu

Januar 2013

Heilige Schriften verbrennen
In Timbutku Notenschlüssel
Verbiegen Noten verrieseln
Im Sand der Tanz erstirbt
Zu Fratzen
Der Himmel bleibt Barbaren
Verschlossen im Wüstensturm
Sehen sie eine Fata Morgana
Im Paradies tragen die Siebzig
Jungfrauen den Judenstern

Menschen haben die Bücher
versteckt und zusammengefügt
Und eine neue Bibliothek gebaut
Die Jungfrauen konnten sie
Nicht retten

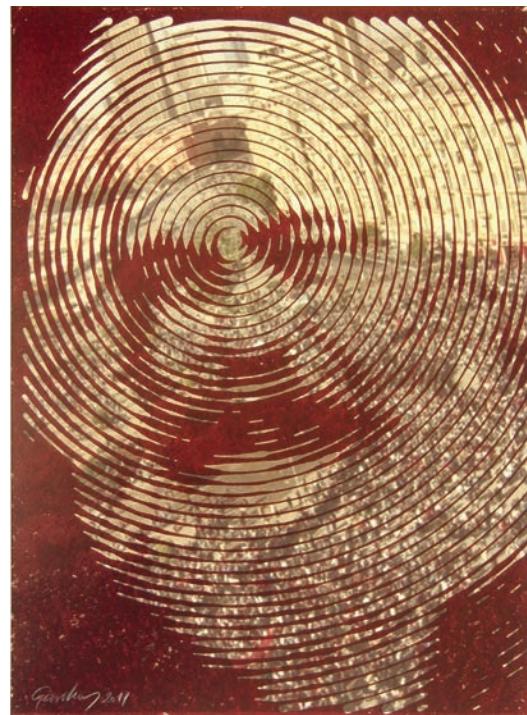
Tahrirplatz - Platz der Befreiung in Kairo

Oder One Billion Rising

Männer haben den Platz geschaffen
In Jahrzehnten sich zu befreien...
Tahrir - Platz der Befreiung
Sie haben die Freiheit
Aus der Menge
Eine Frau zu zerren
Die auch demonstriert für Freiheit
Schleifen sie über Asphalt
Kreuzigen die Arme
Trampeln auf ihren Händen
Zerrreißen ihre Kleidung
Die Unterwäsche wird herumgereicht
Die Frau auch...
Sie war noch Jungfrau

Es passiert täglich
Sex ist Macht
Krieg gegen Frauen
Es sei der Mob
Wird gesagt
Väter
Brüder
Gatten
Söhne
Die nach dem Abendgebet
Ihren Auftrag erfüllen
Im Namen Allahs
Die Männerordnung zu
Bewahren
So ganz ohne Bakschisch
Orientalische Plätze
Sind keine Frauenplätze

hre Befreiung hat keinen
Öffentlichen Ort
Freiheit ist kein Frauenwort
Hinter dem Vorhang von
Jahrtausenden haben sie die
Aufgabe Söhne zu gebären



Hansjürgen Gartner, *Tahrir*, 2011, Holzschnitt über Digitalprint, Plattengröße 52 x 38 cm

Und doch kommen sie
Ungerufen jeden Abend
Auf den Tahrirplatz
Töchter
Es sind auch Brüder darunter
Väter
Söhne
Gatten
Sie halten sich an den
Händen
Schützen die Frauen - One Billion Rising

One Billion Rising for Justice - internationale Bewegung gegen die Übergriffe auf Frauen - wird seit am 14.2.2013 jährlich gefeiert.

Stiller Widerstand in der Katharinenkirche



Pfarrer Ferdinand Hauptmann
(Mitte der 1950er Jahre)

Im kommunistischen Rumänien wurden wir Schüler sonntags vormittags besonders gern zu schulischen Pflichtveranstaltungen geschickt. Die Absicht, die dahinter steckte, war klar: Wer im Theater oder in der Philharmonie sitzt, im Stadion Fähnchen schwingt oder auf den Feldern bei der Maisernte hilft, der kann nicht in den Sonntagsgottesdienst gehen.

Wir fanden trotzdem einen Ausweg. Immer wenn uns unsere Schulleitung zwang, sonntags vormittags irgendwohin nur nicht in die Kirche zu gehen, fuhr meine Mutter mit mir abends ins Zentrum von Temeswar in die kleine katholische

Innerstädtische Pfarrkirche, die „Katharinenkirche“. Dort feierte Pfarrer Ferdinand Hauptmann den Abendgottesdienst immer in deutscher Sprache.

Zwar gab es auch in unserem Ortsteil am Südweststrand der Hauptstadt des Banats eine Sonntag-Abendmesse. Aber unser alter Pfarrer hielt nicht viel von der Abmachung: einen Sonntag Evangelium und Predigt in ungarischer Sprache, am darauffolgenden Sonntag in deutscher Sprache. Er war halt ein großer Ungar. Und er hielt auch nicht viel von der damals noch neuen Messform: Muttersprache statt Latein und mit dem Gesicht statt mit dem Rücken zu den Gläubigen. Im Banat, wo ich geboren wurde und aufgewachsen bin, waren nur wir Banater Schwaben und die Ungarn katholisch. Die anderen beiden zahlenmäßig großen Nationalitäten, Rumänen und Serben, waren (und sind) orthodox.

In den Messen, die Pfarrer Hauptmann in der „Katharinenkirche“ feierte, wurde nicht nur deutsch gebetet und gepredigt, sondern auch deutsch gesungen. So trug der Geistliche, der ab 1972 den Ehrentitel Monsignore trug, dazu bei, dass wir Banater Schwaben trotz aller staatlichen Behinderung auch auf religiösem Gebiet unsere Identität bewahrten.

Über Pfarrer Hauptmann gibt es eine schöne Anekdote, die viel über seinen stillen Widerstand gegen Bevormundung aussagt. Eines Tages kamen Vertreter einer katholischen Gemeinde zu ihm, die schon damals fest in ungarischer Hand war. Sie verlangten, er möge auch in der „Katharinenkirche“ Messen in ungarischer Sprache feiern. Worauf er entgegnete: „Mache ich sofort, wenn ihr bei euch Messen in deutscher Sprache einführt.“ So setzte er ein Zeichen gegen die Madjarisierung der katholischen Kirche des Banats, die bereits im 19. Jahrhundert begonnen hatte. Madjarisierung hieß, so viel wie möglich ungarisch machen und andere Sprachen verdrängen.

Pfarrer Ferdinand Hauptmann ist 1989 im Alter von 76 Jahren gestorben. Von 1981 bis 1983 war er „Ordinarius substitutus“, quasi katholischer Bischof des Banats, wurde als solcher aber nie vom kommunistischen Regime anerkannt. Obwohl heute in Temeswar, der Hauptstadt des Banats, nur noch 4.000 Deutsche leben – bei einer Einwohnerzahl von über 330.000 –, wird in der „Katharinenkirche“ immer noch jeden Sonntag eine Messe in deutscher und rumänischer Sprache gehalten. Daneben gibt es Messen in ungarischer, slowakischer und englischer Sprache.



Pfarrkirche S. Katharina, Temesvar

Bibelschmuggler

Geheime Protestanten in Österreich*

In Scheunen, in Höhlen,
auf Berggipfeln,
an entlegenem Ort,
feierten die Andersgläubigen
den verbotenen Dienst
am Gotteswort, trugen
schwer das Buch der Bücher,
kostbarer als Gold und Edelstein,
über Berg und Tal, verbargen es
sorgsam unter Bodenbrettern
vor den Häschern ihrer Obrigkeit.
Wehe aber dem, der verraten wurde
mit und ohne Judaslohn!
In Ketten schlugen die Verfolger
den so Aufgespürten, zerrten ihn vor
das Gericht, wo sein Hab
und Gut oder gar sein Leben
auf dem Spiele stand.

Einige hundert Jahre später
wandern sie in aller Freiheit,
Luthers späte Jünger, aus dem Inntal
in das Salzkammergut,
über den Dachstein bis nach
Kärnten und Slowenien, auf
den Spuren ihrer Glaubensfreunde,
scheuen weder Hitze, Regen oder
Sturm, kehren ein mit Gleichgesinnten
bei gastfreundlichen Wirtin,
stärken sich mit Most und Kaiserschmarrn,
führen ihre Bibel mit zur Andacht

im Gedenken an die Glaubensbrüder,
gründen einen Pilger-Weg des Buches,
laden die Friedfertigen anderer Religionen
ein, an Leid und Liebe zu erinnern
jener einst verfolgten Männer oder Frauen,
kehren ein in Höhlen, steigen auf den
Predigtstuhl, wo die Vorfahren ihrem
Herrn in Geist und Wahrheit dienten,
lang bevor noch Kaiser Josephs Toleranzpatent
erlaubte, diesen Glauben zu bekennen
und ihm Häuser des Gebets zu bauen,
ohne Angst, vielmehr in Freude
jetzt den großen Gott in Seinem Wort zu preisen.

* Als sich im Gefolge der Reformation auch in Österreich (vor allem in Oberösterreich, Steiermark, Kärnten), die Lehre Luthers verbreitete, versuchte die habsburgische Regierung, besonders ab dem 17. Jahrhundert unter Erzherzog (Kaiser) Ferdinand II., im Zuge der Gegenreformation den evangelischen Glauben zu unterdrücken und dessen Anhänger zum Exil oder zur Rückkehr zum katholischen Bekenntnis zu zwingen. Viele evangelische Gläubige zogen sich, vor allem auf dem Lande, in unwegsame Gebirgsgegenden zurück, wo sie ihren Glauben heimlich durch Bibellektüre oder Gottesdienste an entlegenen Orten praktizierten. Die lutherischen Bibeln und Gebetbücher wurden durch Glaubensgenossen aus den evangelischen Gegenden Deutschlands unter Gefahr zu den österreichischen Lutheranern gebracht. Erst durch das Toleranzpatent Kaiser Josephs II. 1781 erhielten evangelische Christen die Erlaubnis, ihren Glauben in gewissen Grenzen zu bekennen; sie durften bald auch Bethäuser bauen. Das Protestantengesetz Kaiser Franz Josephs I. von 1861 führte zu einer relativen Gleichstellung mit der römisch-katholischen Kirche. Erst das Protestantengesetz von 1961 brachte die vollständige Gleichstellung.

Turmbauten

Und während du noch Türme baust,
stürzt er schon ein, denn nur
auf Wasser ist gebaut,
auf Licht gegründet,
voll Zuversicht pastell getönt.

Auch unter uns sind Welten
noch unerschlossen sichtbar.
Ein Keil treibt auseinander
was nie als Ganzes war gedacht.
Spiegelverkehrt die Risse
im Mauerwerk der Tage.

Geflutet die Hoffnung
auf Festigkeit und Dauer.
Wir treiben weiter,
verschmelzen mit anderen,
suchen Halt

Franz Marc

Hinter dem Reh hockst du
Im Wald das Blau und Grün
Todesfackeln
deines Neunzehnhundertvierzehn
Lugt dieses Reh so unbeschützt und tapfer
seiner Unschuld Soldatengräber
in Verdun
weint das Bild rot
vor meine Füße

(Museum Franz Marc in Kochel am See/Bayern)

Machtspiel

Erst vor dem Dunkel der Wolke
an ihrem Rand entflammt das Feuer
beim Aufgang der Sonne
in prächtigem Rot

denn machtverliebte Siegerpose
braucht den besieгten Feind
als Hintergrund
für ihren Schein

bevor das Licht der Tageszeiten
die Gegensätze löst und löscht
die Farben mischt
zu neuem Spiel

Widerstehen

Vor ihren Augen dehnte sich, wie in einem alten Kriegsfilmm, die froststarrende, weiße Weite eines Schneefelds in Sibirien. Fast verloren in der scheinbar unbegrenzten Landschaft ein kleiner Trupp vermummter, dunkler Gestalten, die sich mühsam in Kälte und Schnee voranarbeiteten. Gefangene aus einem entfernten Lager, das sich irgendwo in später auftauchenden Wäldern verbirgt.

Sie kommen, ist zu vermuten, von einem Einsatz zum Bau derber Holzbaracken in der Nähe eines Flusses, dessen Namen sie nicht einmal kennen. Sie haben längst aufgehört zu fragen, trotzen erschöpft vor sich hin ins Basislager. Die schweren Militärmäntel schleifen im Schnee. Die tief ins Gesicht gezogenen Mützen und hochgestellten Mantelkragen lassen keine Gesichtszüge erkennen. Ihr Atem gefriert in der eiskalten Luft. Sie schleppen Arbeitsgerät, Spaten, Äxte und Sägen auf schmerzenden Schultern. Die Last der Gerätschaften zwingt durch ihr Gewicht die Schritte unwillkürlich zu verlangsamen. Aber immerhin stapfen sie noch in Stiefeln daher, nicht wie Jahre später mit Lappen umwickelten, halberfrorenen Füßen. Widerstand aussichtslos, ohnehin lebensgefährlich.

Doch im Stiefelschaft eines Soldaten, manchmal auch eingeklemmt unter dem Hosenbund, versteckte sich ein winziges, schwarz kartonierte, durch Bindfäden notdürftig zusammengehaltenes Büchlein. Es bestand aus eng mit winziger Schrift bekrakelten, braunem Packpapier. Die Texte waren mittels millimeterlangen Schreibminnenresten notiert und nichts weiter als eine kleine Sammlung von Gedichten, früher auswendig gelernt und nun dem Gedächtnis abgetrotzt. In dem schmalen Bändchen war nachzulesen

*„s'ist Krieg, s'ist Krieg! O Gottes Engel wehr's
und rede du darein
s'ist leider Krieg und ich begehre
nicht schuld daran zu sein.“*
(Matthias Claudius)

Kaum vorstellbar, die einer der Inhaftierten weggeworfene Papierfetzen aufgelesen und für seine Zwecke zurechtgeschnitten hatte. Sich belächeln ließ von seinen Kameraden ob seines Eifers, dennoch vorsichtig taktierte beim Beschaffen, Beschriften und Entsorgen, nur in größeren Abständen zu schreiben wagte, um nicht bei seinem Tun ertappt zu werden. Von einer alten Russin, die ihnen Brotsuppe brachte und hin und wieder heimlich eine Zigarette zusteckte, erbat er sich Bindfäden und Nadeln, angeblich zum Ausbessern seiner zerrissenen Hose, all dies, um sein geplantes Gedichtbändchen zusammenschnüren zu können.

Hinter seinen beglückenden, kleinen Erfolgen lauerte aber nachts ständig die Angst vor Entdeckung. Er schreckte auf aus dem Schlaf, weil er träumte, dass ihm jemand seine Aufschriebe entwendet haben könnte. Nervenaufreibend die Appelle im Hof des Lagers durch den Zwang, nicht auffallen zu dürfen oder das befürchtete Antreten zu einer Untersuchung beim Lagerarzt, die das Ablegen der Kleidung verlangte. Panik, als ihn einmal beim Holzfällen das Drücken im Schuh verräterisch behinderte, weil er sein vorsorglich in Tuch gewickeltes Manuskript zur Sicherheit in die eigene Stiefelsohle eingenäht hatte.

Am dramatischsten wurde die Lage unter Beschuss, der Berührung mit dem Feind. Er hatte erleben müssen, wie sein bester Freund in der Nähe von Stalingrad, oberhalb der Todeszone der zum Untergang Verdammt im Kessel, durch einen Streifschuss aus dem Hinterhalt getroffen, verblutete. Dabei hatten sie sich außerhalb des eigentlichen Schlachtgetümmels sicher gefühlt. Aber auch im Lager oder bei der Waldarbeit konnte einen jederzeit der Schuss eines ungeduldigen Capos treffen, weil man aus Erschöpfung nicht schnell genug arbeiten, schwer tragen oder zügig gehen konnte.

Zum Glück war er klein von Wuchs, und die Russen, das wusste man, schossen allemal eher zu hoch.

Quälend die Ungewissheit von Frau und Kind, die dem Krieg in deutschen Städten ausgesetzt waren. Die feindlichen Bodentruppen rückten erstaunlich schnell vor und die Fronteinsätze waren unterstützt durch das Dröhnen der Luftwaffe mit ihren flächendeckenden, Tod bringenden Bombardements.

In beschwörenden Liebesgedichten artikulierte sich die Sorge um Angehörige, um die geliebte Frau.

*„Lass sie drohen, die Stürme, die Leiden,
lass trennen – der Trennung Jahre
sie trennen uns nicht!
Sie trennen uns nicht, denn mein bist Du!
Und über das Grab hinaus
soll sie dauern, die unzertrennbare Liebe.“*
(Hölderlin)

Wunschinseln der Phantasien tauchen wie Bojen auf aus dem Gedächtnisstrom:

*„Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein
Hangen und Bangen in schwebender Pein
himmlisch jauchzend, zum Tode betrübt,
glücklich allein – ist die Seele, die liebt!“*
(Goethe)

Es folgen in loser Reihung weitere Gedichte von Hölderlin, Lenau, Theodor Körner, Emanuel Geibel, Goethe und Rilke. Aus den Tiefen des Unbewussten bricht sich Rilkes berühmtes Liebesgedicht erst in Bruchstücken, dann vollkommen stimmig seine Bahn ins Bewusstsein sibirischer Einsamkeit.

*„Wie soll ich meine Seele halten, dass
sie nicht an Deine röhrt?
Wie soll ich sie hinheben über Dich zu andern Dingen?
Ach gerne möcht ich sie bei irgendwas
Verlorenem im Dunkel unterbringen*

*an einer fremden, stillen Stelle, die
nicht weiterschwingt, wenn Deine Tiefen schwingen.
Doch alles, was uns anröhrt, Dich und mich
nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich,
der aus zwei Saiten eine Stimme zieht.
Auf welches Instrument sind wir gespannt?
Und welcher Geiger hat uns in der Hand?
O süßes Lied.“*

Schließlich geschah, was anmutet wie ein Wunder. Als der Gefangene einigen Kameraden aus seinem geheimen Schatz, der ihm zum Weiterleben half, vorlas, überraschte ihn dabei der Kommandeur. Das Blut in den Adern sei ihnen erstarrt, berichteten die Zuhörer später – aber der Kommandeur, offenbar selbst ein Verehrer deutscher Dichtung, forderte ihn auf, weiter zu lesen. Und als er, ermattet vor Angst, seinen Auftritt mit erstickter Stimme beendete, drängte ihn der Vorgesetzte, mit seiner Erlaubnis, wenn er sich das zutraue, vor der ganzen Kompanie zu lesen. Wohlgemerkt, dies sei ein Befehl! Da saßen sie nun, die Männer, im spärlich erleuchteten Dunkel auf ihren Pritschen. Vom Elend des Krieges, harter Arbeit und Entbehrung ausgemergelte, zerfurchte, oft von Verzweiflung gezeichnete Gesichter, die bärtigen Mienen – ungläubig. Und sie lauschten, lauschten – vernahmen die Stimme, welche die Stille des Raumes seltsam magisch vertiefte und sie zur Ruhe kommen ließ. Sie fühlten sich in eine andere, ihre frühere Welt heimgeholt.

*„Ich liege still im hohen grünen Gras
und sende lange meinen Blick nach oben,
von Grillen rings umschwirrt ohn Unterlass,
von Himmelsbläue wunderbar umwoben.
Und schöne weiße Wolken ziehn dahin
durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume. –
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin
und ziehe seelig mit durch ew'ge Räume“*

(Hermann Allmers)

Die Aufzeichnungen des Büchleins versetzten die Gefangenen wieder in ein Erleben der Jahreszeiten. Rilkes berühmtes Herbstgedicht, sie glaubten es wie zum ersten Mal zu hören, schuf bei all seiner Melancholie doch eine Atmosphäre aufkeimender Zuversicht.

*„Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten
Sie fallen mit verneinender Gebärde.*

*Und in den Nächten fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.*

*Wir alle fallen, diese Hand da fällt.
Und sieh Dir andre an: Es ist in allen.
Und doch ist einer, welches dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.“*

(Rainer Maria Rilke)

Die Männer begannen in den Wochen danach, plötzlich sich selbst aus dem Gedächtnis an Texte zu erinnern und sie für das Büchlein zu sammeln. Was sie in Gemeinschaft neben den Gedichten zusammentrugen, waren vor allem Lebensweisheiten:

„Nicht alles genießen können / macht das Glück des Menschen aus, /
sondern mehr noch das Ertragen können.“
„Nicht Dein Herz nach seinem Wunsche, / nach der Pflicht frag Dein Gewissen.“
„Unternimm nichts Wichtiges / in der Stunde der Verwirrung. /
Harre nur eine kleine Weile. / Zeit und die Überlegung werden Dir /
das Leben wieder erträglich und lebenswert machen.“

Bei Theodor Storm fanden sie den väterlichen Rat „An meine Söhne“:

„Geize nimmer mit der Wahrheit,
bringt sie Leid nicht bringt sie Pein,
doch weil Wahrheit eine Perle,
wirf sie auch nicht vor die Säue.“

Einer der Männer trug die Erkenntnis bei

„Wie tief die Menschen immer fallen mögen,
für die Arme Gottes können sie nie zu tief fallen,
denn in den tiefsten Abgrund des Bösen
reicht noch der Machtarm der ewigen Erbarmung
hinunter.“

Weihnachten berührte sie mit seiner Botschaft wie nie zuvor.

Am eindringlichsten bewegte die Gefangenen, wie man aus Briefen weiß, Simonows flehende Bitte an die eigene Frau und Geliebte („Жди меня, и я вернусь. Только очень жди.“)

„Wart auf mich, ich kehr zurück,
aber - warte sehr!
Warte, wenn der Regen fällt
grau und trüb und schwer.
Warte, wenn der Schneesturm tobt,
wenn der Sommer glüht,
warte, wenn die andern längst,
längst des Wartens müd.
Warte, wenn vom fernsten Ort
Dich kein Brief erreicht.
Warte - bis auf Erden nichts
Deinem Warten gleicht.“

Er, der unermüdliche Sammler und Bewahrer all der Worte - jener langen Zeit in Sibirien, der unbekannte Soldat im russischen Gefangenengelager, er war mein Vater.

Übrigens riecht sein Büchlein - kostbares Vermächtnis - noch heute nach Lederstiefeln, Schweiß, Strohlager, Fusel und billigem Tabak.

Der Minister

Bei Gott - so schwor er
zu seinem Amtsantritt -
wolle er vom deutschen Volk
Schaden abwenden.

Da wäre er doch am besten
auf der Stelle zurückgetreten.

Widerstandskampf

In modernen Gesellschaften wird der Mensch immer unzufriedener, sagt die Wissenschaft. Unser steinzeitlicher Vorfahr hingegen sank abends mit einem stolzen Gefühl auf sein Bärenfell. Er war nicht im Fluss ertrunken, war mit Glück einem Wolf entkommen und hatte ein Ungewitter schadlos überstanden.

Auch wir könnten zufrieden sein, wenn wir uns am Abend an unsere Heldentaten während der letzten Stunden erinnern: Wir haben uns vom Sog des Euro-Strudels ferngehalten, beim Internet-Einkauf sind wir heimtückischen Wölfen ausgewichen und auch die Blitzschläge der globalen Krise haben uns nicht zu Boden geworfen.

Außerdem haben wir Dinge gemeistert, von denen die Abenteurer früherer Zeiten keine Ahnung hatten. Tagtäglich widerstehen wir in der Küche den Giftpfeilen des Kachelfliesenklebers, überleben den Formaldehydbeschuss der Wohnzimmerschränke und erweisen uns als resistent gegenüber den heimtückisch lauernden Schwermetallen im Estrich.

Nach so viel Überlebenskampf kann der moderne Mensch am Abend zufrieden in sein Rückzugsbiotop unter dem naturbelassenen Federbett kriechen. Da hat er allen Grund, die Anweisung zu befolgen, die Franz von Dingelstedt 1841 in seinen "Nachtwächter"-Liedern hinterlassen hat: "Auch wackelt nicht im bösen Willen / An Eurem Bett und räkelt nicht, / Die Zipfelmütze zieht im Stillen / Zufrieden übers Angesicht."

Ein Politiker

Gehetzt bin ich beim Volksvertreten
von Wichtigkeit und von Terminen.
Ich rase, delegiert, auf Schienen
termingerecht zum Weltkongresse,
eröffne eine Ledermesse,
betanze dann beim Ball der Presse
akkreditierte Konkubinen,
worauf ich schließlich trotz dem Stresse
aus nationalem Interesse
mit einem Autokraten esse.
Doch wenn ich freitags von Berlin
nach München heimgeflogen bin,
befreit mich meine äußert kesse
Geliebte schnell von Arbeitsblässe.
Sie garantiert für mich den steten
Kontakt zum Volk beim Volksvertreten.

Roboter besiegt Widerstandsnest

Der Fortschritt überwindet die Schwerfälligkeit vergangener Zeiten. Computer ersetzen längst den gemächlichen Rechenkünstler im Firmenbüro, Fastfood verdrängt das mühsam gekochte Mittagessen. Nur Schriftsteller und Journalisten wehrten sich bisher gegen diese Art von Fortschritt. Sie produzierten zwar nicht mehr mit der Gänsefeder, aber angestrengt hämmerten ihre Finger auf die Tastatur. Mit altertümlicher Mühe setzten sie Wort für Wort aufs Papier, um die Welt mit Gedrucktem zu beglücken.

Aber jetzt bläst die Stuttgarter Agentur Aexea zum Sturm auf dieses Widerstandsnest. Aexea hat einen Roboter erfunden, der blitzschnell schreibt. Er benötigt nur ein paar Stichwörter, nutzt Einträge in Datenbanken und legt los. Ein Programmierer sagt ihm, ob der Text seriös, sensationell, künstlerisch oder trivial sein soll. Innerhalb von Sekunden werden passende Beiträge für Zeitungs- und Bücherseiten ausgespuckt. Bald wird der Roboter Romane produzieren. Die Anweisung „Mann liebt nur eine Frau, Frau liebt zweiten Mann, drei Schüsse“ reicht als Impuls für ein rasant geschriebenes 300-Seiten-Buch. Vorbei sind die Zeiten, da Goethe 60 Jahre lang an seinem „Faust“ arbeitete. Der römische Rhetoriklehrer Quintilian hatte eben doch recht, als er vor 2000 Jahren in seiner „Institutio oratoria“ feststellte. „Bene scribendo fit, ut cito / Schreibt man gut, schreibt man auch schnell.“

Aufrüttelnder Schrei

Als hätte jemand weggeschaufelt
den festen Boden unter unseren Füßen
ausgebombt und weggesprengt

hier dort und anderswo
setzten wir Samen in fremde Erde

nur nicht umdrehen sagtest du
nach dahin wo nichts übrig blieb
vom dem was einmal uns gehörte

Grauen werfen dauernde Schatten
sag' ich und schreie laut hinein
in alle unkittbaren Risse

hier dort und anderswo
möge das Echo unseres Schreies
aufrüttelnde Warnung sein

hört doch
hört die Weltuhr ticken
ihr apokalyptischer Pendelschlag
begleitet alle Weltzerstörer auf ihrem Weg
nach hier dort und anderswo

seht doch
seht euch unseren Frieden genauer an
er geht schon lange auf gebrochenen Stelzen.

Komposition zum 150. Geburtstag von Käthe Kollwitz

Duo für Querflöte und Trompete

zum 150. Geburtstag von Käthe Kollwitz

„Er menget falsche Töne bei, er componieret nach welscher Manier“. So und ähnlich wurden die Kompositionen von Johann Sebastian Bach vom Rat der Stadt Arnstadt beurteilt. Diese wollten schon damals den Mainstream hören, wie man es heute nennt, den immer gleichen Kanon der musikalischen Meisterwerke. Den anderen großen Komponisten ging es nicht besser. Mozarts Zauberflöte fiel durch, u.a., weil die Wiener Katholiken sagten, das sei Freimaurermusik und die Freimaurer sagten, ihre Weltanschauung sei falsch dargestellt. Sogar der berühmte Bolero von Ravel war bei der Uraufführung den Zuhörern zu modern, deshalb rief eine Dame: „Hilfe, Hilfe, ein Verrückter!“ Maurice Ravel sagte dazu, sie allein habe das Stück verstanden. Er spielte offensichtlich auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „verrückt“ an. Der Komponist ist insofern verrückt, vergleichbar mit einem Stuhl, der verrückt wurde und an einer völlig ungewohnten Stelle steht, wo man ihn nicht erwartet. Es geht uns hier also um die Hörgewohnheiten und -erwartungen der Zuhörer, die aufgebrochen werden müssen. Das kann aber nicht unbedingt geschehen, indem es ununterbrochen eine „Ars nova“ gibt, d.h. eine ständige auf Effekthascherei ausgerichtete Kunst, die unter dem Deckmantel der Modernität arbeitet. Was schon Paul Hindemith bemängelt hat, obwohl er selbst in die „Moderne“ eingereiht wird. Es besteht eben ein Unterschied zwischen Effekten und Effekthascherei. Man könnte auch sagen zwischen modern und modisch. Echtes Modernes geht in zeitlos über, Modisches wird altmodisch. Ohne Zweifel ist Käthe Kollwitz ein erstklassiges Beispiel dafür, wie man ohne Effekthascherei persönlich, innovativ, effektvoll und auch provokativ arbeiten kann. Sie arbeitet schlüssig und ausdrucksstark, mit klarer Aussage, durchaus aber auch kantig und herb. Ihr Selbstbildnis, das wir für unsere Ausstellung gewählt haben, legt beredtes Zeugnis dafür ab.

Ich habe versucht, in meinem Duo beide Seiten zu berücksichtigen und auf musikalische Weise darzustellen: Die Gerautlinigkeit ohne Effekte der Kollwitz zu kombinieren mit der Provokation durch eine subjektive und neuartige Kompositionstechnik.

Ungefähr ab Mitte des 20. Jh. hat man in der Kunstmusik (zeitgenössische Klassik) auf die sog. Kirchentonarten (oder Modi) zurückgegriffen. Die vier bekanntesten sind dorisch (1. Modus), phrygisch (3. Modus), lydisch (5. Modus) und mixolydisch (7. Modus). Hier gibt es zahlreiche Irrtümer aufzuklären. Davon nur sehr wenige: Ca. die Hälfte der Stücke in diesen sog. Kirchentonarten haben mit Kirche nichts zu tun, sondern sind weltliche Musikstücke. Daher ist die Bezeichnung Modi zu bevorzugen, das ist neutraler. Eigentlich müssten die Kirchentonarten Kirchentongeschlechter heißen. („Modi“ ist aber noch besser, da dann die Abgrenzung zur Dur-Moll-Tonalität klarer wird.) Man vergleiche mit den Tongeschlechtern Dur und Moll, diese lassen sich jeweils in mehrere Tonarten unterteilen. Das Tongeschlecht Dur kennt etwa 21 Durtonarten, darunter D-Dur, Cis-Dur, Des-Dur, D-Dur (einige davon gebräuchlicher, andere ungebräuchlicher) usw.

Ebenso kann man die sog. Kirchentonarten oder Modi unterteilen, es gibt also nicht nur d-dorisch ohne Vorzeichen, sondern auch dis-dorisch, es-dorisch, e-dorisch usw. mit den jeweiligen Kreuz-(=Erhöhungen) und Be-(=Erniedrigungen) Vorzeichen. Falls man den Begriff Modus bevorzugt, könnte man von „Modarten“ (das wäre allerdings eine Wortneuschöpfung) statt von Tonarten sprechen, die per definitionem zur sog. Dur- und Moll-Tonalität gehören. Der Begriff „Modalität“ hingegen ist gebräuchlich. Ein exemplarisches Beispiel für die Wiederverwendung der Modi sind die Kompositionen von Béla Bartók. Er stieß auf die Modi, als er zusammen mit seinem Lehrer und Freund Zoltan Kodály die alte ungarische Bergbauernmusik kennengelernt und wissenschaftlich erforschte.

Diese verhältnismäßig unbekannten Modi lehren uns ein völlig anderes Hören und Musizieren. Das liegt vor allem an der unterschiedlichen Lage ihrer Halbtonschritte. Man kann sie für Hörerziehung bestens verwenden, was ich mit Kindern zwischen 4 und 6 Jahren ausprobiert habe. Sogar Carl Orff hatte Anfang der 30er Jahre damit begonnen, und dann sind unter dem Einfluss des Dritten Reiches diese Versuche entfallen. Sowohl Dur als auch Moll haben vom 1. zum 2. Ton einen Ganztonschritt und das im Verhältnis von beiden noch gebräuchlichere Dur hat vom 1. zum 3. Ton als Intervall die sog. große Terz. In C-Dur, der bekanntesten Durtonart (und Tonart überhaupt), sind die ersten 3 Töne c-d-e (zwei Ganztonschritte), und vom c zum e befindet sich die große Terz. Die ist dem mitteleuropäischen Hörer von klein auf sehr stark eingepflegt (hauptsächlich von Schlagern). Schreibt ein Musiklehrer an die Notentafel d-e-f, so singt der Musikschüler in der Regel stattdessen d-e-fis. Fis ist nämlich die eingefleischte große Terz von d aus. (Bekannt von D-Dur, hier sind d-e-fis die ersten drei Töne der Tonleiter bzw. Tonart.) Jeder kennt den Ausdruck „Tunnelblick“ für eine sehr eingeschränkte Sichtweise. Die mit Modi geschulten Musikschüler (z.B. durch die Chorschule von Kodály) werden bessere Blattsänger. Hochinteressant ist in diesem Zusammenhang das „phrygisch“, vorläufig in seiner Urgestalt, nämlich das „e-phrygisch“, ohne Vorzeichen. Die Tonleiter beginnt mit e-f-g (und wird fortgesetzt mit a-h-c-d-e). Die Tonschritte befinden sich hier nicht an der gewohnten Stelle. Am auffälligsten dabei ist der Halbtonschritt vom 1. zum 2. Ton. Fast jeden Musikhörer schockt beim ersten Mal Hören dieser Tonschritt. Warum? Weil er von dem gewohnten Ganzschritt bei Dur und Moll abweicht! Der zweite Halbtonschritt ist dann vom 5. zum 6. Ton, also von h nach c. Diese beiden Halbtonschritte sind dann das Hauptmerkmal für das Erkennen dieses Modus. Um den Schüler bzw. Hörer an diesen ungewohnten Modus zu gewöhnen mit seinem sehr ungewohnten Halbtonschritt vom 1.zum 2. Ton, spielt man vorerst die unteren 4 Töne abwärts! Am besten in tieferer Lage. Sie kommen in dieser Abfolge häufig in arabischer, aber auch in spanischer Musik vor. Dieses kleine Motiv klingt sehr schön. Anschließend spielt man es aufwärts und das Problem ist gelöst. Das Gehör gewöhnt sich gerne daran. Für jeden Modus gibt es solche Hilfsmittel. Nehmen wir noch dorisch als Beispiel. Die Tonabfolge ist hier beim „Urdorisch“, nämlich d-dorisch, ohne Vorzeichen, folgende: d-e-f-g-a-h-c-d. Die Halbtonschritte befinden sich von e nach f (= vom 2. zum 3. Ton) und von h nach c (= vom 6. zum 7. Ton). Die Ziffern geben also die Halbtonschritte des jeweiligen Modus an, auch wenn er als „Modart“ von anderen Tönen aus verwendet wird. (Siehe weiter unten bei der Erklärung meines Duos). Sucht man ein passendes Lied (in diesem Fall) für dorisch, so bietet sich idealerweise „What shall we do with a drunken sailor“ an. Es steht in dorisch (d-dorisch).

In meinen Kompositionen benutze ich seit langem nicht nur die Modi, sondern ich kombiniere sie – was absolut unüblich und neuartig ist bzw. klingt! – nicht nur horizontal (hintereinander), sondern auch vertikal (untereinander). Das ergibt dann die von mir

sog. „Bimodalität“ und ab der Dreistimmigkeit die „Polymodalität“ mit neuen, ungewohnten und interessanten Akkordverbindungen. Auf der Welt gibt es unzählige Tongeschlechter, auch solche, die von unseren europäischen sehr unterschiedlich sind, darunter in China, Japan, Indien, in arabischen Ländern usw., sodass man endlos viele polymodale Kombinationen verwenden kann, insbesondere dann, wenn man die ganzen „Modarten“ ausschöpft. Es entsteht eine eigene, eigenartige, eigentümliche, vielleicht eigensinnige Musik. (Hermann Hesse forderte, dass jeder Mensch einen eigenen Sinn haben soll, das sei der Eigensinn.) In dem vorliegenden Duo (siehe Notenbeispiel) habe ich die Modi mit dem Tongeschlecht Dur verknüpft, was wiederum seinen eigenen Reiz hat. Hierbei handelt es sich anhand meiner Komposition mit dieser neuen Technik um meinen künstlerischen Widerstand gegen den Gegenstand „festgefahrenen mitteleuropäische Tonalität“, auch in der klassischen Musik und die damit verbundenen Hörgewohnheiten und Hörpräferenzen.

Schauen wir uns nun meine Komposition mit Hilfe des Notenbeispiels etwas näher an. Im Notenbeispiel benutze ich die Notation für eine C-Trompetenstimme, weil das für die Erklärung unserer Thematik theoretisch und gehörsmäßig hilfreicher ist. (Im Allgemeinen schreibt man für B-Trompete, da die meisten B-Trompete spielen.) Im Übrigen bleibe ich bei diesem Werk nicht bei einer einzigen möglichen Kombination von Anfang bis Ende, sondern wechsle mehrfach die Modi, die Durtonarten und damit die Kombinationen. Das Duo beginnt in der Trompete mit b-dorisch. Selbstverständlich bleiben dabei die Stellen und damit die Ziffern für die Halbtonschritte erhalten, wie weiter oben erklärt- Also: Das b-dorisch bildet die Leiter b-c-des-es-f-g-as-b. Wir sehen, dass vom c nach des (= vom 2. zum 3. Ton) ein Halbtorschritt ist und vom g zum as (=vom 6. zum 7. Ton) der nächste Halbtorschritt. Also definitiv die charakteristischen Halbtonschritte von dorisch! Die Flöte jedoch spielt bei ihrem Beginn D-Dur (D-Dur-Tonleiter: d-e-fis-g-a-h-cis-d). Hier haben wir die bekannten Halbtonschritte des Tongeschlechts Ton, wie wir sie alle vom Musikunterricht und von C-Dur her kennen, vom 3. zum 4. Ton (in D-Dur von fis nach g) und vom 7. zum 8. Ton (in D-Dur von cis nach d). Die Kombination der Tongeschlechter ändert sich Ende der 3. Zeile (oder aber am Ende von Ziffer 8, bzw. kurz vor Ziffer 12). Dort haben wir in beiden Stimmen (Flöte und Trompete) einen Wechsel der Vorzeichen und damit in der Flöte 3 Kreuze (= A-dur). Die vollständige Tonleiter ist hier: a-h-cis-d-e-fis-gis-a. Die Halbtonschritte sind wie bei Dur (siehe C-Dur) üblich, vom 3. zum 4. Ton (hier von cis nach d) und vom 7. zum 8. Ton (hier von gis nach a). Die Unterstimme, die Trompete, setzt erst bei „Großtakt“ (davon später) 12 ein, und zwar mit b-lydisch, die vollständige Tonleiter lautet hier: b-c-d-e-f-g-a-b. Die charakteristischen Halbtonschritte von lydisch sind vom 4. zum 5. Ton (von e nach f) und vom 7. zum 8. Ton (von a zum b). (Das „Urlydisch“, ohne Vorzeichen geht von f nach f, hat also folgende Tonleiter: f-g-a-h-c-d-e-f, die Halbtonschritte demnach von h nach c = vom 4. zum 5. Ton und vom e nach f = vom 7.zum 8. Ton). Ich glaube, dass zum Verständnis dieses Systems bzw. dieser Kompositionsmethode diese Beispiele reichen. Sie sehen dann im weiteren Verlauf der Komposition die weiteren Vorzeichenwechsel und dadurch Tongeschlechterwechsel sowie Kombinationswechsel mit den jeweiligen charakteristischen Halbtonschritten.

Hervorheben möchte ich gerne nochmals: Traditionell ist hier die Verwendung von Dur, relativ ungewohnt die Verwendung der Modi und absolut neu die Kombination in diesem Stück zwischen Dur und jeweils einer „Modart“. Hiermit leiste ich erheblichen Widerstand gegen die vorhandene Theorie, die Hörgewohnheiten und -Erwartungen bzw. - Präferenzen. Alle zuletzt genannten Prinzipien sind dabei der feste oder

festgefaßte Gegenstand. Ich möchte noch darauf aufmerksam machen, dass ich auf der zweiten Seite, bei „Großtakt“ 27 in der Trompete das sog. Melodische Moll verwende. Das Stück endet – und schließt damit einen Bogen zum Beginn – in der Flöte mit D-dur und in der Trompete mit der in dieser Komposition neuen „Modart“ b-mixolydisch.

Nun noch kurz zu dem Begriff „Großtakt“. Die verwendeten Ziffern sind hier lediglich zur Orientierung gedacht. (Man kann also alles, was nach einer Ziffer folgt als einen bestimmten „Großtakt“ ansehen.) Ich verzichte in dieser Komposition sehr bewusst auf Taktstriche und damit auf Taktarten. Der Grund ist im Prinzip sehr plausibel. Von Haus aus kennt die Musik (siehe Ur- und Naturvölker, aber auch europäische Musik bis Ende des Mittelalters, also Ende des 15.Jh.) weder Taktstriche noch Taktarten. Bei diesen beiden Erscheinungen handelt es sich um eine problematische „Errungenschaft“ der Renaissance und damit der Neuzeit. Hier wird sowohl die eigentlich fließende Melodik wie auch ebenfalls fließende Rhythmis in Taktstriche und Taktarten eingewängt.

Eigentlich wären beide so frei wie Luft und Wasser. Auch die Sprache ist normalerweise nicht so eingewängt (weder im alltäglichen Gebrauch noch in Theater oder Film; in gewissen Versmaßen allerdings auch.) Man erinnere sich, dass (wir nehmen als Beispiel nur eine einzige Taktart) zum Beispiel im 4/4-Takt, jeweils nach dem Taktstrich (also auf „Schlag“ 1) zwanghaft eine Betonung vorgeschrieben ist. Eine vernünftige Begründung dafür gibt es nicht. Nicht genug damit: Auf Schlag 3, d.h. auf das 3. Viertel, kommt nochmals eine Betonung. Man spricht von Haupt- (Schlag 1) und Nebenbetonung (Schlag 3). Diese abartige Betonungsvorschrift nennt der Fachmann zu Unrecht „Akzentstufentakt“. In Wirklichkeit sind es Betonungen, Akzente haben nämlich ein eigenes Zeichen. Möchte man in dieser freischwebenden Musik (ohne Takte) Betonungen bzw. Akzente setzen, so ist das jederzeit möglich, nur kann man diese dann wesentlich freier setzen. Eine Übergangsmöglichkeit waren die asymmetrischen Taktarten (z.B. 5/4-Takt oder 7/8-Takt) oder mehr oder weniger häufige Taktwechsel (z.B. Wechsel zwischen 2/4-Takt, 4/4-Takt, 3/8-Takt). Leider bleibt auch da die Betonung nach den Taktstrichen – insbesondere auf Schlag 1 – weiter bestehen. Ganz muss man jedoch die Taktstriche nicht abschaffen. Für gewisse Tänze sind sie z.B. brauchbar bzw. notwendig.

Eine Erneuerung der Musik ist jederzeit möglich und notwendig, sonst wäre niemals auf die Musik des Mittelalters jene der Renaissance gefolgt, oder auf Barock die Klassik, oder auf die Romantik der Impressionismus. Im 20. Jh. haben wir abwechselnde Erscheinungen wie 12-Tonmusik, Elektronische Musik, Musique concrète, Aleatorik, Minimalismus usw. Die jeweils neue Musik leistet Widerstand gegen die jeweils vorhergehende. Strawinsky war z.B. völlig gegen die Romantik von Wagner, jedoch eher gegen die Nachahmung und Fortsetzung als wirklich gegen Wagnermusik selbst.

Kunst lebt vom Widerstand gegen den althergebrachten Gegenstand, lebt vom Experiment und vor allem auch vom Widerstand gegen den Gegenstand „Mainstream“! Ich wünsche allen Künstlern, die hier ausstellen, Gedichte rezitieren, Musik machen, aber auch allen Zuhörern, dass sie sich unseren gewählten Titel „Gegenstand: Widerstand“ zu eigen machen.

„Gegenstand:Widerstand“ ist der Titel der Ausstellung, (vom 9. Juni bis 10. September 2017). Unter diesem Motto findet am 8. Juli 2017 zum 150. Geburtstag von Käthe Kollwitz ein Abend mit Lesungen und Musik im Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Regensburg statt, an dem das „Duo für Querflöte und Trompete“, speziell zu diesem Anlass komponiert, uraufgeführt wird. Gespielt von Sonja Sanders, Flöte, und Dr. Dietmar Gräf, Komponist und Trompete, Stellvertretender Bundesvorsitzender der KünstlerGilde und Fachgruppenleiter für Musik.

Partitur

Duo für Querflöte und Trompete

zum 150. Geburtstag von Käthe Kollwitz
am 8. Juli 2017

D. Gräf

The musical score consists of six staves of music for Flute (Fl.) and Trumpet in C (Trp. C). The score is in common time and uses two key signatures: G major (two sharps) and F major (one sharp). The Flute part starts with a rest, while the Trumpet begins with a rhythmic pattern of eighth notes. Both instruments play eighth-note patterns throughout the piece. Measure numbers 1, 4, 8, 12, and 16 are indicated above the staves.

©

2

Duo für Querflöte und Trompete in C

Fl.

20

20

24

24

27

27

29

29

Fl.

Trp. C

Fl.

Trp. C

Fl.

Trp. C

Fl.

Trp. C

Uraufführung am 8. Juli 2017
im Kunstforum Ostdeutsche Galerie,
Regensburg

Die Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung

GEGENSTAND:WIDERSTAND

9. Juni bis 10. September 2017

im Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg

Idee und Konzeption Hansjürgen Gartner, Bundesvorsitzender der KünstlerGilde und Kurator der Ausstellung

Herausgeber Die KünstlerGilde, Esslingen

Gestaltung Wolfgang Maier

Druck JOH. WALCH & Co KG, Augsburg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017 KünstlerGilde, Stiftung Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg,
Autoren und Fotografen

© 2017 für die abgebildeten Werke von Daniel Spoerri
bei VG Bild-Kunst, Bonn

© 2017 für alle anderen abgebildeten Werke die Künstler oder die KünstlerGilde

Fotos: Von den Künstlern, wenn nicht anders angegeben.

ISBN 978-3-89188-132-3

Printed in Germany

Die KünstlerGilde
GEGENSTAND:WIDERSTAND

ОИАТ